Gabriele.

Von

Alexander Dumas.

Nach dem Französischen

von

A. Küster.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Gabriele.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Hochzeits-Visiten.

Am Hochzeitsabend fand die Marquise von Fontenoy-Mareuil, indem sie in ihr Zimmer trat, dasselbe ganz angefüllt mit sehr schönen, geschmackvollen Meubles und andern eleganten und prachtvollen Kleinigkeiten, bei deren Auswahl ein sehr feiner Geschmack und große Sorgfalt obgewaltet haben mußte. Zugleich war das Alter und der Geschmack der Marquise sehr zart berücksichtigt. Auf einem der eleganten Tischchen fand die Marquise ein zierliches Briefchen, welches sie zu öffnen eilte und Folgendes las:

„Gnädige Frau!

„Jetzt, wo ich Ihre Tochter werden soll, wünschte ich mit diesem Namen auch einen Platz in Ihrem Herzen zu erhalten, und bitte Sie, mir vorläufig das Recht zuzugestehen, mich aller Mittel, ihn zu erringen, be-

dienen zu dürfen. Besonders wünsche ich, daß Alles um Sie her Sie erinnern möge, daß Sie jetzt ein Kind mehr haben, welches Sie liebt und Sie zu pflegen wünscht. Erlauben Sie also, daß diese Kleinigkeiten zu Ihrem Gebrauch dienen und in Ihrem Zimmer bleiben.

„Doch habe ich eine noch viel größere Gunst zu erbitten, nämlich, daß Ihre Güte mir rathen und mich leiten wolle in einer Welt, deren Gewohnheiten mir noch ganz fremd sind und in der ich doch nichts thun möchte, was Ihnen mißfallen oder diejenige lächerlich machen könnte, die von Ihnen gewürdigt wurde, in Ihre Familie einzutreten und Ihren edeln Namen zu tragen.

„Meine Dankbarkeit, gnädige Frau, wird Ihnen den Werth beweisen, den ich auf Ihre Lehren lege, sowie die tiefe Verehrung Ihrer Tochter

„Gabriele."

Die Marquise empfand Freude und Zärtlichkeit, indem sie diese einfachen, aber durch das gute Herz, welches sich in denselben aussprach, so rührenden Worte las. Sie hatte wenig häusliches Glück in ihrem Leben genossen. Ihre einzige Tochter, die Mutter Yves von Mauléon, war in den ersten Tagen der Revolution geboren. Nach dem blutigen Tode ihres Gemahls, ohne irgend eine Stütze und zur Flucht gezwungen, trennte sie sich von ihrem Kinde und vertraute es fremden, aber

sichern Händen an, um es auf diese Weise vor den Gefahren der Verbannung zu bewahren; ... einige Jahre später brachte man sie ihr nach London und sie vermählte sie, kaum 14 Jahre alt, mit dem Herzoge von Mauléon, um ihr eine Stütze zu sichern in dieser Zeit, wo die wechselnden Ereignisse sie fürchten ließen, zu sterben und ihr Kind schutzlos zurückzulassen. Als es später wieder erlaubt war, kehrte sie nach Paris zurück; der Herzog von Mauléon blieb mit seiner Frau in England und kam erst 1814 wieder nach Paris, wo die junge Herzogin, schon krank, nur eben noch Zeit hatte, ihrer Mutter ihren einzigen Sohn Yves anzuvertrauen, und in ihren Armen zu sterben. Ihr Mann überlebte sie nur wenige Monate. Yves gewährte seiner Großmutter nicht die Freuden, sondern nur die Sorgen einer Mutter. Frau von Fontenoy-Mareuil war alt und arm; die hohe Achtung für ihre Wünsche, die zarte Hinneigung und herzliche Berücksichtigung waren also ihr neue und unerwartete Freuden, die ihr zu Theil zu werden schienen, um ihre letzten traurigen Tage mit ihrem sanften Lichte zu erhellen. So, durch diesen liebevollen Brief bewegt, erwartete sie mit Ungeduld den andern Morgen, um ihr Kind zu umarmen.

Nicht aus Zärtlichkeit hatte die Marquise diese Heirath veranstaltet, nur aus Pflichtgefühl hatte sie ihre friedliche Wohnung im Hotel der Prinzessin verlassen, um mit den jungen Leuten zu leben; nur der Schick-

lichkeit wegen hatte sie eingewilligt, mit ihrer Erfahrung und ihrem Alter der unwissenden jungen Frau zur Stütze zu dienen. Seit vielen Jahren hatte sie nichts von dem Leben gehofft, als was es ihr geben konnte, nahm aber mit Freude und Dankbarkeit an, was es ihr noch Gutes bot. Das Glück und die Freude im Alter sind wie die Strahlen der Wintersonne: man freut sich um so mehr ihres wohlthuenden Einflusses, weil man nicht darauf gerechnet hatte.

Frau von Fontenoy=Mareuil freute sich also darauf, Gabriele, die schon keine Fremde mehr für sie war, den andern Morgen zu sehen. Die Hoffnung, ein freundliches, jugendliches Wesen um sich zu haben, entzückte sie und sie fühlte sich hingezogen zu dem scheuen Kinde, dessen Herz errathen hatte, was mancher feingebildeten Dame nicht eingefallen sein würde. Es ist mit der Güte wie mit dem Seelenadel, Beides hat nur Werth, wenn es von selbst entsteht, denn nur dann hat es Kraft und Gewalt.

Bei ihrem Erwachen fand Gabriele eine Botschaft von der Marquise, die sie veranlaßte, zu ihr zu kommen, und sobald die junge Frau, durch einen ruhigen Schlummer gestärkt, ihre einfache, aber elegante Morgentoilette beendigt hatte, eilte sie nach dem Zimmer ihrer Schwiegermutter. Frau von Fontenoy=Mareuil, durch ein Gefühl von Wohlwollen, welches man so leicht für die annimmt, die man anfängt, zu den Seinigen zu rechnen,

veranlaßt, fand die junge Herzogin von Mauléon tausend Mal schöner, als ihr Mademoiselle Rémond je erschienen war. Sie reichte ihr die Hand, sobald sie sie eintreten sah, und Gabriele fand so viel Güte in dem Lächeln, mit dem sie sie empfing, daß sie beinahe vor der alten Dame niederkniete, indem sie die ihr dargereichte Hand mit Verehrung küßte. Die Marquise drückte das schöne Kind mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich und ließ sie sich auf Kissen niedersetzen, die zu ihren Füßen lagen, und ihre Hände in einer der ihrigen haltend, betrachtete sie zum ersten Male genau alle einzelnen Schönheiten ihres reizendes Gesichtes.

Yves von Mauléon trat in diesem Augenblicke in das Zimmer. Weit entfernt von dem Gedanken, Gabriele da zu finden, blieb er an der Thür stehen und betrachtete mit eben so viel Ueberraschung als Neugierde diese Gruppe, welche diejenigen vereinigte, die mit ihm durch die stärksten und innigsten Bande verbunden und ihm doch in diesem Augenblicke fast fremd waren.

Alle Eindrücke, welche in dieser schlaflosen Nacht in der Seele des jungen Mannes einander verdrängt hatten, zu beschreiben, würde unmöglich sein; er konnte sich von denselben selbst keine Rechenschaft geben: es waren eben so schnell gefaßte als aufgegebene Pläne, Empfindungen des Zorns gegen seine junge Frau, des Unmuths gegen seine Großmutter, die diese Heirath gewünscht hatte, der übeln Laune gegen sich selbst, die sie

sich gefallen ließ. Haß und Liebe wogten in seinem Herzen, das sich gegen ihn selbst auflehnte. Seit langer Zeit hatte er bei allen seinen Handlungen nur den Eingebungen des Augenblicks gefolgt; auf welchen Grundsatz, auf welche Ansicht, auf welche Pflicht sollte er sich jetzt stützen in den Ungewißheiten, die seine Seele zerrissen? Er war noch in dieser Stimmung, als er sich entschloß, seine Großmutter aufzusuchen, um wenigstens der, seiner schon traurigen Stimmung so ungünstigen Einsamkeit zu entfliehen. Der Zorn, den er gegen Gabriele empfand, indem er sie argwöhnisch, mißvergnügt und strenge wiederzufinden glaubte, war wenigstens grundlos, obgleich diese gleichgiltig ihn verachtende Frau sich über ihn beklagen zu müssen glaubte.

Indessen drückte sein ruhiges, dem Einflusse seines Willens unterworfenes Gesicht nur Heiterkeit aus und zeigte eine angenehme Ueberraschung, als er die fand, deren Gegenwart er vermeiden wollte.

Frau von Fontenoy-Mareuil reichte ihm die Hand zum Kusse, ohne sich in ihrer liebevollen Prüfung unterbrechen zu lassen, legte sie aber bald auf Gabriele's reizende Stirn, durch Stimme und Geberde ihren Enkel auffordernd, mit ihr diese anmuthigen Umrisse, dieses glänzende, seidenweiche Haar und allen Glanz der Jugend und Schönheit, der sie bezauberte, zu bewundern.

„Ja, es ist ein edles Gesicht,“ sagte sie mit heiterem, liebevollem Tone, „das unserer Gabriele.“

Dieses Wort unser erregte in dem jungen Manne eine unangenehme Empfindung; Gabriele sah darin einen Ausdruck von Liebe und ihr Blick wurde noch schmeichelnder.

Die ausgezeichneten und zarten Manieren der Marquise übten einen angenehmen Einfluß auf sie aus. Sie waren ihr entzückend, anziehend und imposant zugleich. Der Respect, den die junge Frau so kindlich zeigte, hatten denselben Einfluß auf die Marquise; sie gefielen einander also gegenseitig und wunderten sich darüber.

„Madame," sagte Gabriele mit kindlichem Tone, „ich muß Ihnen meine ganze Unwissenheit bekennen; ich bin nicht nur gänzlich unbekannt mit der Welt, sondern ich weiß auch nicht einmal, was man mit dem Worte die Welt bezeichnet.... Was versteht man darunter?"

Die Marquise lächelte.

„Sie fangen mit einer Frage an, mein liebes Kind," sagte sie, „die schwerer zu beantworten ist, als Sie wohl glauben und setzen fast mit dem ersten Worte meine alte Erfahrung in Verlegenheit. Als ich in Ihrem Alter war, nannte man den Hof der Königin Marie Antoinette die Welt, die, welche daran Theil nahmen und sich nachher auch unter sich vereinigten, gehörten nur dem Adel an. Aus diesem ziemlich abgeschlossenen Centrum gingen die Moden und die Sitten

hervor, in ihm wurde über den Ruf entschieden, aus ihm kamen Verfolgungen und Gnadenbezeigungen. In diesem Zirkel Zutritt zu haben, oder seine Manieren nachzuahmen, war das Ziel Aller; wer nicht dazu gehörte oder nicht seine Sprache und Gewohnheiten hatte, galt nichts. Jetzt, ich muß es gestehen," fügte die Marquise seufzend hinzu, „giebt es noch einige Zirkel im Faubourg St. Germain, die zur großen Welt zu gehören glauben, aber es ist ein Irrthum. Das Hotel der Gewalthabenden ist überfüllt mit Pairs, Deputirten, Ministern und Gesandten. Im Hotel des reichen Finanziers findet man die Notabilitäten des Reichthums; in dem Hotel des großen Herrn aus alter Zeit findet man Emporkömmlinge, mit ihnen vereinigt zuweilen auch Andere, die aber zu keiner bestimmten Gesellschaft gehören. So ist die Welt jetzt, kann aber unmöglich so bleiben. Im Mittelpunkt von diesem Allen erheben sich einige allgemein bekannte Namen. Wenn man also 5 oder 600 Personen, die allen Classen der Gesellschaft angehören, vereinigt hat, wenn die Thüren sich abermals öffnen, um einen neu Angekommenen eintreten zu lassen, und bei der Nennung seines Namens kein Mitglied dieser glänzenden Menge zu fragen braucht, wer es ist, wenn derselbe bei Allen eine Erinnerung an alten, historischen Adel, an eine neue politische Laufbahn, an kriegerische Ehren, an literarische Erfolge, oder an Künstlerruf erweckt; ... nun wohl,

mein Kind, ich muß es zugestehen, das ist die jetzige große Welt, die Berühmtheiten aller Arten, die Aristokratie unserer Tage."

„Und das scheint mir sehr richtig," sagte lächelnd Gabriele, ohne zu merken, daß das Herz der Marquise nicht ganz freudig in diesen Ausspruch mit einstimmte.

„So ausgedehnt und zerstückelt, kann die Gesellschaft sich nur in Fragmente zerlegen," entgegnete die Marquise, „und wir wollen es dem kindlichen Urtheil unserer kleinen Unwissenden überlassen, selbst ihre Beobachtungen anzustellen, denn wir werden sie in die glänzendsten und ausgezeichnetsten Salons von Paris führen," sagte sie, indem sie Gabriele's frische Wangen streichelte.

„Zu meiner Zeit hätte man, um Sie die Welt kennen zu lehren, Sie nur bei Hofe vorzustellen zu brauchen und in einem oder zwei Salons, wo einige jener Frauen die Honneurs machten, deren Stimme in der Gesellschaft entschied und von denen aufgenommen, eine junge Frau überall Zutritt fand, weil sie über Ruf, Ehre, Gunst und sogar Vertheilung von Stellen entschieden. Sie lehrten die Männer liebenswürdig zu sein, begeisterten und beschützten die Dichter und sogar mancher große Mann wurde unter ihrem Einflusse zu dem, was er war. Aber jetzt giebt es keine Frauen mehr!..." fügte die Marquise traurig hinzu, auf ihr gewöhnliches Kapitel kommend, „jetzt müssen die großen

Männer sich selbst bilden, müssen allein für ihr Glück und ihre Ehre sorgen, allein fordern, bitten, ja sogar allein sich bewundern und sich rühmen."

Alle drei lachten, das Alter spöttelt gern ein wenig über die Gegenwart, die unglücklicherweise ihm gewöhnlich nichts schuldig bleibt.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht," sagte Gabriele, „aber das, was man Feste und Vergnügungeu nennt, reizt durchaus weder meinen Neid noch meine Neugierde. Das Theater, welches ich kaum kenne, (zweimal nur hat meine Mutter mich hingeführt,) das Theater allein hat meinen Geist durch edle und schöne Ideen entzückt, und die Handlung, die sich so kunstvoll vor dem Zuschauer entwickelt, mir ein sehr lebhaftes Interesse eingeflößt. Ich habe gelacht, geweint, aber was mein Herz unwillkürlich höher schlagen macht, ist die Hoffnung, Einige von denen kennen zu lernen, die der Ruf großer Thaten oder Werke der allgemeinen Verehrung und Huldigung würdig macht. Wie muß man so ehrfurchtsvoll mit denen reden, die so Wichtiges vollbracht haben; wie muß man die lieben, deren Schriften unsere einsamen Stunden entzückend ausfüllen; die, welche in unserm Herzen den Wunsch, gut zu sein, erweckten und uns helfen, unsern Geist zu erleuchten und zu schmücken!....

„Als ich auf dem alten Schlosse Arnouville war, in den großen, unermeßlichen und finstern Sälen, wo

ich mich gern Abends aufhielt, las ich oft, wenn ich ganz allein war, mit lauter Stimme in einigen Büchern, die ich in dem Winkel einer weitläufigen Gallerie, (der ehemaligen Bibliothek des Schlosses,) gefunden hatte; ich habe diese Bücher unzählige Mal gelesen und liebte sie, wie Freunde, die mir meine Einsamkeit kürzten."

„Und was waren das für Bücher?..." konnte der junge Mann sich nicht enthalten, neugierig zu fragen.

„Diese Bücher," entgegnete Gabriele, „waren nicht zahlreich; einige historische Werke, eine Uebersetzung des Homer, das Leben berühmter Männer, die Werke des Montesquieu und Bossuet, einige Trauerspiele von Corneille und Racine und Milton's verlorenes Paradies, das war Alles, was ich fand.

„Eines Tages sagte ich zu Madame Ramel, der Gouvernante, die Mama mir gegeben hatte, wahrscheinlich um Tapisseriearbeit bei mir zu machen, denn ich habe sie nie etwas Anderes thun sehen, oder bemerkt, daß sie an etwas Anderes gedacht hätte. Eines Tages also sagte ich zu ihr: „Diese Bücher sind alle schon sehr alt, sind denn seitdem keine geschrieben?"

„Sie sah mich lachend an und sagte, daß man im Gegentheil jetzt fast weiter nichts thäte, als Bücher schreiben.

„— Nun gut!" sagte ich, „so will ich alle Bücher haben, die seit **100** Jahren gedruckt sind." Sie lachte noch mehr und behauptete, daß Schloß Arnouville nicht

groß genug sein würde, sie alle zu fassen, und daß ein großer Theil dieser Bücher eine theils sehr unpassende, theils schädliche Lektüre für ein junges Mädchen gewährte.

„— So kaufen Sie mir denn ein einziges, aber das Beste von Allen; nämlich das, in welchem die schönsten Gedanken besser als in jedem andern ausgedrückt sind. Darauf ließ sie mir aus Paris alle Werke Chateaubriand's kommen, das sind die einzigen neueren Bücher, die ich gelesen habe.“

Yves betrachtete sie voll Erstaunen; dieses unwissende Kind, das nur die ernsten Werke der Alten kannte; dies ausgelassene junge Mädchen, das nichts gethan hatte, als hüpfen, singen und über ernste und erhabene Ideen nachdenken; diese offene Seele, die sich unter dem Einflusse der größten Geister entwickelt hatte und sich abwechselnd mit ihrer Puppe und den erhabensten Schöpfungen der ersten Schriftsteller beschäftigte; die endlich bis zu ihrem siebzehnten Jahre nur unter Blumen und Büchern gelebt hatte.

Von diesem Augenblicke an waren alle Worte Gabriele's der Gegenstand einer beständigen und antheilvollen Aufmerksamkeit ihres Gemahls; doch unwillkürlich und ohne daß er selbst den Einfluß seiner jungen Frau auf sein ganzes Wesen ahnte. Seine Blicke verließen sie kaum und seine Gedanken gar nicht; er hatte seinen Zorn vergessen, jede sie betreffende unangenehme

Erinnerung verwischt; er fühlte, daß er sie nicht wie eine Andere beurtheilen, daß ihn von ihr das nicht beleidigen durfte, was ihn von Andern beleidigt haben würde.

Sie wurde für ihn ein besonderes Wesen, welches er kennen, prüfen und studieren mußte, und weit entfernt, sich jetzt noch darüber zu erzürnen, daß er diese Natur mit keiner andern vergleichen konnte, versprach er sich von ihrer Erforschung, der er sich widmete, eben so viel Vergnügen, als er davon erwartete, diese poetische und unschuldige Phantasie, dieses so edle und reine Frauenherz vor jedem gefährlichen Angriff von außen, jedem gemeinen Gedanken und jedem unangenehmen Eindruck zu bewahren.

Er betrachtete jetzt mit einer Art Furcht, Verwirrung und Ehrfurcht das reine, unschuldige Mädchen, dem er seinen Namen gegeben hatte.

Es war die Rede davon, sie in die Welt einzuführen; schon fürchteten die Marquise und er nicht mehr, daß sie sich in derselben lächerlich machen und gemein betragen, mehr fürchteten sie dagegen, daß die Welt ihr lächerlich und gemein erscheinen würde. Die hohe Weisheit der Großmutter und des Enkels hatte die Hochzeits-Visiten folgendermaßen arrangirt. Alle Personen von der Bekanntschaft der Marquise, Alle, welche durch irgend einen Grad der Verwandtschaft, durch alte oder neuere Verhältnisse sich zu ihrer edlen Familie

zählten, erhielten eine Visite des jungen Ehepaars in Begleitung der Marquise von Fontenoy=Mareuil.

Madame Rémond sollte die Neuvermählten allen Denen vorstellen, zu denen sie durch Verwandtschaft oder andere Verhältnisse in genauen Beziehungen stand. Und da Yves einige Verbindungen angeknüpft hatte, die für ihn von großem Werth, seiner Familie aber ganz fremd waren, so wurde beschlossen, daß er seine junge Frau allein, ohne weitere Begleitung denen vorstellen sollte, deren nähere Bekanntschaft er mit ihr zu theilen wünschte.

Da diese Einrichtung allgemeinen Beifall fand, beschloß man, mit den Visiten, die unter der Aegide der Marquise unternommen werden sollten, den Anfang zu machen. Aber weil ein in solchem Frohndienst zugebrachter Tag zu angreifend für eine Frau ihres Alters war, wurde beschlossen, sie täglich nach zwei oder drei Visiten der Ruhe in ihren stillen Gemächern zurückzugeben und dann mit Madame Rémond oder allein die andern nöthigen Besuche zu machen. So wurde ihnen durch Abwechselung diese langweilige Pflicht interessanter.

Madame Rémond konnte indeß die Bedingungen dieser Uebereinkunft nicht erfüllen, weil sie den Tag nach der Hochzeit nach Arnouville abgereis't war. Der Vorwand, unter dem sie es that, war, daß dieses jetzt ihrer Tochter zugehörende Gut auf einige Zeit ihrer Gegenwart bedürfe. Der wahre Grund aber war, daß sie

sich über die Art der Hochzeit, das wenige Vergnügen, welches sie bei derselben gehabt hatte, und die wenige Berücksichtigung ihrer Person verletzt fühlte, und, wie sie sagte, der Frau Marquise und dem Herrn Herzog zeigen wollte, daß Madame Rémond eben so gut, wie sie, feine Manieren kannte und deren Anwendung in Bezug auf sich verlangte. Aber ehe sie in Arnouville angekommen war, hatte die gute Mutter ihren Zorn vergessen, die Tochter hatte ihn nie gekannt, dem Schwiegersohne war er gleichgiltig und die Visiten wurden ohne sie gemacht.

In jeder andern Lage, in den gewöhnlich zwischen Neuvermählten bestehenden Verhältnissen und mit einer in der großen Welt erzogenen jungen Frau würde Yves diese Verpflichtung als eine schreckliche Last erschienen sein, von der er sich zu befreien gesucht haben würde und der man sich jetzt gewöhnlich durch eine Reise entzieht. Aber Gabriele war für ihn ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit geworden; ihr plötzlicher Entschluß, der aus dem blöden Kinde eine bedeutende Frau gemacht hatte; das Unvorhergesehene aller ihrer Handlungen, die Naivetät ihrer Bemerkungen, die Beweglichkeit ihres Geistes, diese ganze mächtige und energische Natur, die die großstädtische Luft noch nicht geschwächt hatte, bot ihm ein unendlich interessantes Schauspiel. Als die Visitenliste fertig war, strich Yves einige auf derselben befindliche Namen und versprach, die Verhält=

nisse mit einigen andern nach und nach abzubrechen, worauf der Cursus begann. Man machte den Anfang mit der Faubourg St. Germain.

Die Anmuth der Manieren, der feine Ton der verbindlichen Worte, die Kunst, liebenswürdig zu sein, die mehr in der Art, wie man redet, als darin, was man redet, besteht; der Reiz, der in dem gesellschaftlichen Tone liegt, der so wohlwollend ist, daß man ihn für wahr halten möchte, machten auf Gabrielen einen überaus angenehmen Eindruck. Da ist kein Anschein von Haß und Heftigkeit in den Unterhaltungen, weder Stolz noch Geringschätzung gegen die Untergeordneten, die man aufnimmt; einmal aufgenommen, verschwindet die Verschiedenheit des Ranges. Der neue, kaum dem Bürgerthum entsprossene Adel ist oft hochtrabend und geringschätzend, der alte Adel niemals. Da ist Alles so verbindlich und graziös, daß selbst der Haß, wenn es ihm gelänge, bis dahin durchzudringen, ein so sanftes und höfliches Wesen annehmen müßte, daß man ihn nicht erkennen würde.

Die junge Frau erstaunte oft über den Ernst und die Feierlichkeit dieser Salons; aber was sie vorzüglich überraschte, war diese Inbrunst der politischen Meinungen, die durch ihren blinden Glauben, ihre glühende Anhänglichkeit und unerschütterliche Hoffnung der Religion zu vergleichen ist.

„Ohne Zweifel,“ sagte Gabriele naiv, nachdem sie

das Leben in diesen alten berühmten Familien lange aufmerksam beobachtet hatte, „haben alle die Personen, die wir in diesen Salons sich bewegen sahen, Greise, Mütter, junge Mädchen und junge Frauen, die so unzufrieden und allein zu sein scheinen, deren Betrübniß in üble Laune und ihre Erwartung in Ungeduld überzugehen droht, ihre Söhne, Männer, Brüder und Verlobte dem künftigen Könige entgegengeschickt, um ihn zu schützen und zurückzuführen. Sie sind wie die Frauen der Alten, in Trauer und Verlassenheit um das Vaterland und um den König, ... während die, die sie lieben, ihr Vermögen und ihr Leben auf's Spiel setzen und der Gefahr blosgestellt sind an Orten wie ...“

„Wie das Boulevard der Italiener,“ unterbrach sie Yves lachend. „Wenn sie ihr Leben auf's Spiel setzen, so ist es in einem Wettrennen nach der Uhr; wenn sie ihr Vermögen wagen, so ist es am grünen Tische. Und dennoch,“ fügte er traurig hinzu, „kann ich betheuern, daß weder Muth noch Stärke uns fehlen; aber unsere Mütter, unsere Schwestern und Alle, die Sie da sehen, haben abgeschlossen gelebt mit den von unsern Vätern auf sie vererbten Ideen und Gewohnheiten; sie haben Niemand kennen gelernt, der mehr will; sie haben weder in den Schulen, noch in den Zerstreuungen der Gesellschaft oder in den täglichen Beziehungen zu Menschen aus allen Ständen andere Ansichten und Interessen, als ihre bisherigen kennen gelernt.

Die neuen Grundsätze und sogar Tugenden sind außer ihrem Gesichtskreise und sie haben noch nicht gelernt, an ihrer eigenen Unfehlbarkeit zu zweifeln. Die Sorglosigkeit ist oft Folge des Zweifels, man handelt nur kräftig, wenn man lebhaft überzeugt ist, und wenn die Hand fest sein soll, muß das Herz nicht zögern."

„Yves!..." rief die Marquise schmerzlich, „hast Du denn Alles, sogar Deine eigenen Meinungen aufgegeben?"

Gabriele ergriff sanft die Hand der Marquise, als wolle sie ihre Vorwürfe unterbrechen und ihren Geist von ernsten und traurigen Vorstellungen ablenken und sagte lächelnd:

„Sagt man nicht, daß jede Religionsform Ungläubige gefunden hat? ... Aber beunruhigen Sie sich nicht, es hat auch jede Wunder hervorgebracht!..." Hierbei näherte Gabriele so anmuthig ihre Stirn dem Gesichte der Marquise, daß diese sie liebevoll küßte und lachend sagte:

„Ach, ich errathe Sie!... Sie wollen meinen Zorn auf sich ziehen, kleiner Schelm, damit ihm ja kein Vorwurf gemacht wird!...

„Man liebt ihn also sehr?" fügte sie mit einiger Malice hinzu, „diesen schönen Bösewicht?... Er hat es also gut verstanden, sich Alles verzeihen zu lassen?... Ja, der, den man liebt, hat niemals Unrecht, nicht wahr?..."

Beide schwiegen verlegen und sie fuhr mit einem ernsteren, aber sehr zärtlichen Tone fort:

„Meine Tochter, Sie haben ihn viel vergessen zu machen, Yves ist nicht glücklich gewesen; wenn ich, seine Großmutter, ihn zuweilen tadeln durfte, so ist es dagegen Sache seiner Frau, ihn jetzt zu trösten.“

Bei diesen Worten sah Gabriele Yves unwillkürlich mit ihren großen, ausdrucksvollen Augen an. Eine Thräne, die dem Herzen entquoll, hing glänzend und rein an ihren langen, schwarzen Wimpern, aber die Seele des jungen Mannes betrachtete sie als Eigenthum und er staunte über diese neue Bewegung, auf die keine frühere ihn vorbereitet hatte. Eine lebhafte Hoffnung ging seinem Leben auf, denn es schien ihm plötzlich, daß sein Herz, welches er durch Vergnügen erschöpft glaubte, noch ihm bis jetzt unbewußte, unerschöpfliche Quellen des Glücks enthalte.

Und wie sich in Gabriele's Augen sowohl Neugierde als Zärtlichkeit zeigte, fügte die Marquise hinzu:

„Es ist ein großes Unglück um getäuschte Hoffnungen und schöne, aber unthätige und unangewendete Fähigkeiten!... Mein Enkel, Gabriele, hätte wohl einen Platz unter denen verdient, die nützlich und ehrenvoll dem Vaterlande dienen, und ich habe oft an seinem traurigen Schweigen, wie an seiner tollen Lustigkeit die Leiden seiner Seele errathen.“

Yves machte eine unwillkürliche Bewegung, um seine Großmutter zu unterbrechen.

„Ja, Du hast Recht, mein Freund,“ fuhr sie fort, „die Geheimnisse Deines Innern gehören Dir allein, Du allein hast das Recht, sie mitzutheilen .... und die vertraulichen Mittheilungen sind einer der größten Reize der Liebe.“

Während sie nach Beendigung dieser Rede Beiden zulächelte, betrachtete Yves Gabrielen beständig mit freudiger Ueberraschung. Er empfand etwas von dem Glücke eines Reisenden, der, nachdem er sich in dem heißen Sande der Wüste verirrt hat, plötzlich eine Oase entdeckt, ... aber, schon in seinen Hoffnungen getäuscht, sich ihnen noch nicht zu überlassen wagt. Yves sah ein himmlisches Glück plötzlich zu ihm auf die Erde versetzt, fürchtete aber immer noch, sich einer Täuschung hinzugeben und dieselbe zerrinnen zu sehn. Doch fühlte das bewegte Herz des jungen Mannes sich schon neu belebt; er hatte ein Interesse gefunden, er hoffte und fürchtete wieder, kurz, er lebte.

Nachdem sie die Bekanntschaft einiger der reichsten Familien von Paris gemacht hatte, sagte Gabriele eines Abends heiter zur Marquise:

„Oh! was für blendende Sachen habe ich gesehen! Meine Phantasie malt mir Alles golden und zeigt mir nichts als Pracht. Die Meubels, die Wände, die Plafonds, die Treppen, die Thüren, Alles ist mit Golde

bedeckt; ich wundere mich, daß man nicht ein Mittel gefunden hat, auch auf dem Straßenpflaster und den Trottoirs vor den Häusern solcher reichen Leute etwas Gold anzubringen, um die Vorübergehenden zu benachrichtigen, wer hier wohnt, und ihnen schon aus größter Entfernung Respect vor diesem schönen Metall einzuflößen. Aber noch mehr habe ich mich gewundert, daß der Adel und die Titel, wovon im Faubourg St. Germain Niemand spricht, und worauf daselbst, wie es scheint, Niemand stolz ist, in den Zirkeln dieser Reichen der Hauptgegenstand der Unterhaltung sind. Man bemüht sich, diejenigen, mit denen man sich unterhält, so bald als möglich wissen zu lassen, daß man Graf oder Marquis ist, ja man scheint es sich selbst zu wiederholen, als wäre man des Besitzes dieser Würden noch nicht recht sicher. Man scheint beinah den Reichthum über dem Adel zu vergessen, vielleicht weil man des Ersteren schon gewohnter ist, ihn länger genossen hat, in Betreff des Letzteren hingegen sich beeilen zu müssen glaubt, das Verlorene nachzuholen."

Am Abend wurde Gabriele in eine zahlreiche Réunion geführt. Man hatte absichtlich den Salon gewählt, der den mehrsten Wechsel bot. Die Herrin des Hauses gehörte einer sehr alten Familie an, war aber durch den Ehrgeiz ihres Mannes gezwungen, die jetzigen Gewalthaber bei sich zu empfangen und solche, die dazu dienen konnten, Gewalt zu erreichen oder sich

in derselben zu erhalten. Ein Theil der Faubourg St. Germain kam ihretwillen, die Andern ihres Mannes wegen; auch eine große Menge Schriftsteller fand man da, denn diese sind jetzt auch die Mächtigen des Tages. Die Feder ersetzt das Schwert in Angriff und Vertheidigung; ihre Streiche sind weniger gefährlich, aber auch weniger ehrenvoll zu geben wie zu empfangen.

Dieses erklärte Heinrich von Marcenay Gabrielen, denn da aus seiner Jagdpartie nichts geworden war, hatte Yves nicht umhin gekonnt, ihn seiner Gemahlin vorzustellen und es war ihm gelungen, in dieser zahlreichen Gesellschaft bis zu ihr durchzudringen und einen Platz an ihrer Seite zu gewinnen.

Als die junge, schöne Herzogin von Mauléon in dem Salon angekommen war, waren alle Höflichkeiten des Hausherrn und der Hausfrau und die Aufmerksamkeit aller Anwesenden ihr gewidmet gewesen, als aber die Neugierde befriedigt und der Höflichkeit genügt war, konnte die junge Frau sich ungestört ihren Beobachtungen und Betrachtungen überlassen; denn abgesehen davon, daß sie in dieser Gesellschaft noch Niemand näher kannte, versammeln diese Salons zu viel Menschen, um eine allgemeine Unterhaltung zu gestatten. Heinrich von Marcenay machte sie aufmerksam darauf, daß die Männer sich in abgesonderten Winkeln, aber weder geistreich noch gelehrt unterhalten, während die Frauen unbeweglich in einem Kreise sitzen bleiben; man sieht nur ihre

Gesichter und ihre Toiletten, aber was den Geist anbetrifft, diesen höchsten Reiz einer civilisirten Gesellschaft, der bei der Unterhaltung so unentbehrlich ist, so ist derselbe dermaßen verbannt, daß es scheint, als hätten die thörigtsten, blödsinnigsten Menschen allein die jetzige Art der Unterhaltung des feinsten und geistreichsten Volkes der Erde erfunden.

Dadurch, daß er einen Stuhl neben Gabriele erobert hatte, gewann Heinrich von Marcenay den doppelten Vortheil, sich erstlich als Freund dieses jungen eleganten Paares zu zeigen und zweitens seiner mokanten Laune freien Lauf lassen zu können, indem er die junge Herzogin und ihre nächsten Nachbarn an seinen Beobachtungen über die den Salon füllende Menge Theil nehmen ließ.

„Sehen Sie,“ sagte er, „die neuen Acquisitionen des Ministeriums; ... die im März 1838 ihre Meinungen gewechselt haben, wie man, wenn der Sommer kommt, den Mantel ablegt.... Ja, diese drei jungen Leute, die sich da ganz leise unterhalten, sie haben eine bescheidene und ehrenvolle Stellung gegen Renten aufgegeben, die ihnen nur Insultationen einbringen werden, und dennoch würde Niemand auf sie geachtet haben, wenn sie es geschickter angefangen hätten. Das Publikum hat ganz Andere ungestört walten lassen, aber sie sind rechtlich genug gewesen, baare Zahlung zu leisten und den auf ihr Gewissen ausgestellten Wechsel sogleich

zu honoriren. In der jetzigen Welt ist nichts gefährlicher, als solche Capitulationen!... Die Schurken verstehen ihre Sache viel besser. Sie verkaufen ihre Ueberzeugung zwanzig Mal hinter einander, ohne die wahre je sichtbar zu machen!

„Sehen Sie doch,“ fügte Marcenay, sich umdrehend, hinzu, „hier diesen jungen Journalisten, der wie ein großer Herr sich nachlässig auf ein Sopha hingelehnt hat! Ein Minister macht ihm die Cour.... Ganz richtig! er bedarf seiner.“

Gabriele drehte sich um und schrie beinah vor Erstaunen auf; der junge Mann, den fremde Gedanken gegen alles Anwesende gleichgiltig zu machen schienen, und dem diese Zerstreuung etwas Verachtendes gab, war ihr Vetter Georg; jetzt trat der Minister zu ihm; Georg stand auf. Sie waren der jungen Frau so nahe, daß sie folgende Unterhaltung hören konnte:

„Welch schönes Werk haben Sie uns gegeben, mein Herr!... Noch gestern sagte ich zu dem Director: Man kann einen Schriftsteller, dessen Moral ebenso rein, als sein Geschmack fein ist, nicht genug aufmuntern. Kommen Sie doch zuweilen zu mir, daß wir uns über Literatur unterhalten, ... denn ich liebe sie, ich nehme viel Interesse an ihr.... Und Sie schreiben jetzt?...“

„Ich habe so eben ein Lustspiel beendigt.“

„Aber Sie schreiben noch außerdem?“

„Nein, mein Herr!“

„Ein Journal, dächte ich, müßte viele Beschäftigung geben?...“

„Zu viel, mein Herr! ... deßhalb habe ich demselben entsagt und die Redaction des Journals gestern dem Herrn von Marcenay übergeben, den Sie hier sehen.“

Der mächtige Mann wendete sich zu diesem.

„Jetzt,“ fügte George hinzu, „werde ich Zeit genug haben, zuweilen über Literatur mit dem Herrn Minister mich zu unterhalten....“

„Aber,“ erwiderte der Minister, „es bleiben mir nur wenige Augenblicke, ... Sie wissen...“

„Und Ihre Protection bei dem Director des Theaters würde mir unschätzbar sein,“ fuhr George lächelnd fort. —

Aber er wurde nicht mehr gehört; Herr von Marcenay nahm alle Höflichkeit und Aufmerksamkeit des Ministers in Anspruch. Als er sich entfernt hatte, sagte Marcenay:

„Einen Vortheil gewährt wenigstens die jetzige Zeit, den, daß selbst die feinsten Intriguen sich nicht zu verbergen brauchen. Man spielt mit unverdeckten Karten selbst die verbotenen Spiele; die, welche kein Lob zu verdienen verstehen, kaufen es, wie denn Reputationen jeder Art in Paris jetzt käuflich sind. Aber welche Menge von Grüßen, Höflichkeiten und Zuvorkommen-

heiten belagern seinerseits auch wieder den Minister, ... wie viele Menschen haben etwas zu wünschen oder zu erwarten; ... er sieht nur bittende Mienen um sich her, bis sie etwa über eine abschlägige Antwort zu schmollen haben. Mag die Gesellschaft noch so reich und glänzend sein, so hält das Niemand ab, seine Vortheile zu verfolgen. Hat man es bis zu einem guten Auskommen gebracht, so will man auch noch Macht und Ehre gewinnen.... Wenn ein König von Frankreich ein Gesetz geben könnte, das Jedem zum Millionair machte, so müßte er den folgenden Tag eines geben, damit Jeder Minister wäre.“

In diesem Augenblicke ging ein großer, blasser Mann vor Heinrich vorüber; sie reichten sich freundschaftlich die Hände; kaum aber war er weiter gegangen, als Heinrich spöttelnd lächelte.

Gabriele schien verwundert: dieser freundschaftliche Händedruck, dies spöttische Lächeln und diese falsche Theilnahme konnte sie sich nicht zusammen reimen und suchte auf Marcenay's Gesichte die Ursache dieser sonderbaren Vereinigung. Er erklärte sie ihr auf folgende Weise:

„Germance ist Advocat, aber er plaidirt wenig Processe mehr, seit er seinen eigenen beim Publikum verloren hat. Vor zehn Jahren verschafften ihm zwei oder drei politische Processe einen Ruf, den Niemand anzutasten wagte; es war entschieden, daß er ein großer

Advokat sei, weil er in seinen Reden einige der liberalen Gedanken aussprach, die seit Jahrhunderten die klügsten Köpfe ausgedrückt haben, und von denen er sich ganze Phrasen angeeignet hatte; auch war es ausgemacht, daß er ein Mann von muthigem und erhabenem Charakter war, weil er ohne Gefahr anscheinend Unterdrückte vertheidigte, von denen ihm recht gut bekannt war, daß sie nichts zu fürchten hatten. Das Talent, das ihm fehlte, und die Gefahr, die er nur fingirte, brachten ihm einen großen Namen vor dem Gouvernementswechsel und eine gute Stelle nach demselben ein. Aber die öffentliche Meinung begnügte sich nun mit dem, was sie ihm gewährt hatte, um auch Andern Freuden und Triumphe zu bewahren; denn sein Talent und seine Erfolge verschwanden, als er Ehre und Vermögen gewonnen hatte. Man fand ihn gemein, weitläufig, ohne Erhabenheit, ohne Gerechtigkeit und ohne Ideen; man sah ihn endlich, wie er war.

„Aber er, der allein fest in der Ueberzeugung von seinem Talent geblieben war, konnte sich über die Ungerechtigkeit, deren Opfer er sich glaubte, nicht trösten. Er sieht nichts als Neider, Feinde, Schlingen und Intriguen um sich her. Er bewundert sich und beunruhigt sich unausgesetzt. Sein Gesicht, das sonst von Selbstgenügsamkeit strahlte, trägt jetzt den Ausdruck immerwährenden Kummers und Schreckens. Er hat keinen intimen Freund, der ihm begreiflich ma-

chen konnte, daß der Parteigeist sein Recht ausübt, indem er jetzt, wo es ihm durchaus nichts mehr nützt, einen Ruf und eine Ehre zurücknimmt, die er unverdient geliehen hatte."

Lächelnd fügte er hinzu: „Es ist gerecht," und Gabriele sah, wie seine Blicke auf einen jungen Mann fielen, der soeben den Herzog von Mauléon demüthig begrüßte.

„Dies ist ein wilder Republikaner, allbekannt durch seine demagogischen Uebertreibungen; aber ich weiß nicht wie es kommt, daß er seines Gleichen flieht, die ihm Untergeordneten verachtet und nur mit den betitelten Personen sich unterhält.

„Dieser," fuhr Herr von Marcenay fort, „der mir soeben die Hand reichte und fort lief, ehe ich sie ergreifen konnte, ist ein Neuling; jedes Jahr bringt deren; sie kommen mit der Post an, durchlaufen die Salons, die Ministerien, fordern mit einem Protectortone, rauben Stellen, Aemter, Gunstbezeugungen, ehe diejenigen, denen sie eigentlich zukämen, nur einmal daran denken konnten; dann kehren sie mit der Post zurück, heirathen die reichste Erbin ihres Bezirks und finden die Wähler, deren Stimmen das Ministerium ihnen so gut bezahlt hat ... und die sie nicht ...

„Doch sehen Sie," unterbrach er sich, „diesen andern jungen Mann, der in diesem Augenblick Germancé anredet; es ist einer unserer ausgezeich-

netsten Literaten, aber er legt mehr Werth auf seinen Tilbury, seinen Groom und seinen kleinlichen Luxus, als auf seine geistigen Erzeugnisse. In Paris will man immer scheinen, was man nicht ist. Die Reichen wollen Geist und die Geistreichen Reichthum affectiren. So quälen und belästigen sie sich einander, um zu leisten, was nicht in ihren Kräften steht. Was diesen schon alten Mann, der mit ihm spricht, anbetrifft, so soll er ein talentvoller und gewissenhafter Mann sein, immer zuverlässig in den verschiedenen Meinungen, deren Verfechter er ist; aber er hat wahrhaft Gott zu danken, der ihm immer im vortheilhaftesten Augenblicke neue Ueberzeugungen eingiebt.

„Hier, der Herr Herzog von R * * *, der sich auf eine sehr sonderbare Art auszuzeichnen sucht. Im Gegensatz zu der glänzenden und liberalen Lebensweise seiner Ahnen, flieht er allen Luxus, verkauft seine Güter, bringt seine Gelder zu zehn Procent unter, empfängt nie Gesellschaft, fährt im Fiakker, sogar im Omnibus, giebt Niemand etwas, und nennt das .... liberal sein!

„Sehen Sie diesen jungen Mann! man giebt ihm Schuld, daß, wenn ihm hundert Louis geboten würden, um eine gute That, und funfzig um eine schlechte zu thun, er, obgleich er das Geld sehr liebt, die funfzig Louis vorziehen würde.

„Mertoil spricht mit ihm: was erwartet er denn

von ihm? denn Merteil spricht nie ein Wort, wenn es ihm nichts einbringt! Was diesen komischen Menschen anbetrifft, der sich jetzt an Yves wendet, so können Sie nach der Art, wie er Sie anredet, den Grad der Achtung, in der Sie bei ihm stehen, errathen; vergißt er einmal Sie zü begrüßen, so verlassen Sie sich darauf, daß Sie in seiner Meinung unwiederherstellbar verloren sind.

„Ich sage Ihnen nichts über den größten Theil der Frauen, die Sie da sehen: sie sind so unbedeutend wie die Rolle, die sie spielen! Niemand giebt sich übrigens die Mühe, zu untersuchen, ob dem anders sei, das Ansehen ihrer Männer müßte sich ihnen denn etwas mittheilen. Einige giebt es indessen unter dieser Menge, deren Eigenschaften ausgezeichnet und liebenswürdig sind, die Geist, Schönheit, Liebe, mitunter Leidenschaften haben, Einige zeichnen sich durch geprüfte und bewährte Tugend, Andere durch hohes, würdig erduldetes Unglück aus; aber man achtet wenig darauf und nimmt keine Notiz davon.

„Was die Gewalthaber anbetrifft, so haben die Salons wenig von ihnen zu erwarten, da sogar das Land, das ihnen seine Rechte und Angelegenheiten anvertraute, nicht einmal viel von ihnen verlangt. Ihr Geist, ihre Zeit und Thätigkeit sind beständig in Anspruch genommen durch das Bestreben, sich auf ihrem Platze zu erhalten! Auch haben die, welche ihnen nütz-

lich sind, allein Rechte an ihre Gefälligkeit; sie vergessen oder verscheuchen die Talente, deren Anwendung nicht zur Erreichung ihrer Zwecke förderlich ist, verachten das Verdienst, wenn es ihnen nicht opfert, sie belohnen nur Schmeichler, bezahlen die Meinung und sind nur höflich gegen Deputirte. Denn es ist nicht zu leugnen, die so viel verläumdete Demokratie war und ist noch tausendmal liebenswürdiger und aufmunternder für Genie und Talent als die jetzigen Gewalthaber. Jede Ueberlegenheit, von welcher Art sie auch sei, sichert in der höheren Gesellschaft eine gute Aufnahme, sie giebt beinahe ein zurückstoßendes Recht neben den Unbedeutenderen. Die Emporkömmlinge aber, die jetzt im Besitz der Macht sind — zeigen fast alle Gleichgiltigkeit, wenn nicht Feindseligkeit gegen die Intelligenz, der sie ihre Rechte verdanken, sie gleichen den undankbaren Kindern, die reich oder vornehm geworden, sich ihrer armen Mutter schämen.

„Was aber in den jetzigen Gesellschaften am meisten auffällt, ist, daß Jeder ein Ziel verfolgt und sich um die Andern nur bekümmert, wenn sie ihm nützen können. Man will sich eine Stellung gründen, das heißt, sich die Mittel verschaffen, zu schaden, um das Recht zu erlangen zu fordern. Die Gewandtesten stützen sich auf eine Coterie, die Klügsten auf eine Partei, die Rechtschaffensten auf Gemeinnützigkeit. Alle streben zum Ziele und betrachten die Gesellschaft als

eine fremde Masse, in der Jeder das Recht hat, Alles zu zertreten oder umzustoßen, was ihm im Wege ist."

Jetzt näherte sich Georg. Als Gabriele ihn gewahr wurde, hatte er sie nur von fern begrüßt, dann war er nach und nach so nahe gekommen, daß er jeden Ausdruck ihres Gesichts beobachten, aber sich nicht in die Unterhaltung mischen konnte. Er hatte sich fest vorgenommen, seine Cousine zu vermeiden, fand aber doch endlich, daß Herr von Marcenay die Unterhaltung zu sehr verlängerte und konnte sich nicht enthalten, sie zu unterbrechen, um sie wo möglich zu beendigen.

„Sehen Sie," sagte Heinrich, „hier ist Herr Rémond, ein Mann, der Talent ohne Intrigue, Anmuth ohne Falschheit, und Selbstvertrauen ohne Charlatanismus beweis't; fragen Sie ihn, wie weit er damit kommt?"

„Bis an das Ziel, welches ich mir gesteckt habe," antwortete Georg gleichgiltig lächelnd.

Yves, der eben zu ihnen trat, hörte noch, daß Gabriele, indem sie sich zu Marcenay wendete, hinzufügte:

„Die Achtung Aller, die ihn kennen und seine eigne gewinnt er vor Allem."

„Herr Rémond hatte eine Gewalt in den Händen, er hat darauf Verzicht geleistet," entgegnete Marcenay, „nämlich sein Journal."

„Die Zeit, die ich ihm widmen mußte, entzog ich

meinen Arbeiten und die würden darunter gelitten haben," sagte Georg ruhig.

„Sie würden nur um so besser aufgenommen worden sein. Sie hatten eine Festung, um Ihren Platz zu vertheidigen; jetzt stehen Sie entwaffnet gegen lauter bewaffnete Gegner und werden unterliegen."

„Ach!" rief Georg in edlem Eifer, „ich werde das Ziel verfolgen, mit edlen Ueberzeugungen, hohen Gedanken, mit Talent und Genie, das ich durch Arbeit und heilige Begeisterung gewinnen werde! Muß man denn, um sein Glück zu machen, mit der Lanze, oder vielmehr der Feder in der Hand, mit Schmähungen und Unverschämtheiten kämpfen? dann wähle ich tausendmal lieber Dunkelheit und Elend als Glück und Ehre um solchen Preis!"

„Wahrhaftig, Sie sind ein Narr, Herr Rémond," sagte Heinrich und plauderte immer weiter mit der jungen Herzogin.

„Aber," sagte Gabriele, „mein Cousin hat ungeachtet seines rauhen Betragens und seiner strengen Grundsätze, gleich mit seinen ersten Werken viel Glück gemacht."

„Ja," antwortete Heinrich, „das ist gut für den Anfang! das erste Werk! Man war darauf vorbereitet und Niemand konnte so schnell zur Widerlegung kommen ... auch schildert Georg die Gesellschaft wie sie nicht ist! Eine Kritik hat sehr richtig gesagt, daß es

in seinen Werken nur Schafe und durchaus keine Wölfe gebe.“

„O! ich weiß wohl,“ sagte Georg lachend, „daß es Wölfe und Tieger giebt, daß in diesem Getriebe von Eigennutz, Geschäften und Eitelkeiten wenige Menschen rechtschaffen bleiben; aber bliebe es nur Einer unter Tausenden, so ist es gerade der, den man malen muß. Die Künste, die der Schmuck des moralischen Lebens sind, müssen das Schöne darstellen; die Bänke der Tribunale zeigen Laster und Verbrechen genug! wird man Schlamm und Koth nehmen, um seine Wohnung zu schmücken? Wählt man nicht im Gegentheil die schönsten Blumen aus, um sich damit zu umgeben?“

Yves machte Georg herzliche Vorwürfe, sie noch nicht besucht zu haben. Was Gabriele anging, fing an, ihm wichtig zu werden.

In diesem Augenblicke kündigte man Frau von Savigny an. Gabriele sah unwillkürlich ihren Mann an: er schien es nicht gehört zu haben. Sobald Henry von Marcenay sich überzeugt hatte, daß die Neuangekommene ihn neben der jungen Herzogin hatte sitzen sehen, ging er zu ihr. Georg benutzte seine Entfernung, um zu Gabriele zu sagen:

„Wenn ich von der Einladung des Herrn von Mauléon wenig Gebrauch mache, so zürnen Sie mir

darum nicht, ich liebe die große Gesellschaft nicht und bedarf der Einsamkeit.“

Georg suchte Vorwände für seine Zurückgezogenheit, weil er die wahre Ursache nicht sagen konnte.

Seine schöne Cousine sah ihn an.

„Ach! ... Sie werden nicht kommen?“ sagte sie bestürzt; dann fügte sie traurig hinzu: „Uebrigens bin ich ja gewohnt, allein zu leben!“

Georg machte eine Bewegung der Ueberraschung ... wagte aber weder zu fragen, noch den Grund von Gabriele's Worten auch nur errathen zu wollen.

Frau von Savigny hörte die Bemerkungen Marcenay's an, sah aber dabei mit höhnischem Lächeln auf Gabriele und sagte:

„Er ist also, wie Sie sagen, Ihr Cousin, ein Träumer, ein Dichter und ... noch verliebt in Sie?“

„Dies fügen Sie hinzu,“ entgegnete Heinrich; „aber unwahrscheinlich ist es nicht ...“

Darauf grüßten sich die beiden Frauen, die junge Herzogin mit Zurückhaltung und Frau von Savigny mit der größten Herzlichkeit.

Nachdem sie einige Höflichkeiten gewechselt hatten, sagte Frau von Savigny mit einem gleichgiltig scheinenden, aber forschenden Blicke auf die beiden Neuvermählten:

„Wenn ich Ihnen noch nicht meinen Besuch machen konnte, so zürnen Sie mir nicht, ich bin seit

Ihrem Hochzeitstage zu Niemand gekommen. Mußte ich nicht eine Sterbende pflegen? meine arme Freundin Elénore.“

Bei diesen Worten durchschnitt ein heftiger Schmerz die Herzen der beiden jungen Gatten. Yves ließ sich nichts davon merken, Gabriele zeigte ihren Schmerz, ohne es zu wissen.

„Sterbend? ...“ wiederholte sie.

Oft hatte, seit dem traurigen Augenblicke der Entdeckung, Elénorens Bild ihrem Geiste vorgeschwebt; aber, wenn Gabriele's Charakter auch noch so fest, noch so kräftiger Entschlüsse fähig war, so mußte doch ihrem Muthe, ihren Entschlüssen ein Ziel winken oder ein augenblicklicher Instinct ihrer Seele ihre Handlungen bestimmen. Sie hatte viel über ihre und ihrer Freundin Lage nachgedacht, ohne ein Mittel zur Verbesserung der einen, wie der andern aufzufinden, und da sie einsehen mußte, daß es ihr nicht gelingen würde, sie zu ändern, so stellte sie ihre beiderseitige Zukunft zuletzt dem Himmel anheim, behielt sich jedoch vor, jede Wendung der Verhältnisse aufmerksam zu beobachten und dieselbe so viel möglich zu ihrem beiderseitigen Vortheil zu benutzen. Sie suchte sich über ihre wahre Lage zu betäuben, indem sie ihre Aufmerksamkeit äußeren Dingen zuwendete und war dahin gekommen, das sie Verletzende aus ihren Gedanken zu verbannen.

Es giebt unruhige, kränkliche Seelen, welche eine Art Befriedigung darin finden, ihren Leiden nachzuhängen. Die starken, vortrefflichen Geister hingegen suchen schnell die Hilfsquellen auf, die ihre, wenn auch schwierige Lage ihnen bietet und benutzen sie dreist, wenn die Gelegenheit ihnen dazu günstig scheint; wenn sie sich aber überzeugt haben, daß ihre Bemühungen ohne Erfolg bleiben müssen, so geben sie sie auf. Dahin war Gabriele mit ihrer Sorge um Elénoren gekommen; aber der neue Zuwachs von Schmerz, die zu den geistigen noch hinzugekommenen körperlichen Leiden, erschreckten und beschäftigten Gabriele's Seele auf's Neue.

Um diese offene Seele zu studiren, ihre Geheimnisse zu errathen, zu erfahren, ob die Wahrheit ihr klar geworden, ob Yves und Elénore's Liebe, ja selbst die ihrige vielleicht ihr bekannt war, hatte Frau von Savigny so unvorbereitet Elénorens Krankheit verkündigt und fügte jetzt hinzu:

„Die liebe Freundin! welche Angst, welche Befürchtungen habe ich um sie gehabt! und ach, wenn auch ihr Leben jetzt außer Gefahr ist, so fürchte ich doch für ihren Verstand."

„O mein Gott!" sagte Gabriele leise und mit einer Seelenangst, die Frau von Savigny zeigte, daß ihr die Ursache von Elénorens Leiden nicht unbekannt war und wenn ihre Neugirde noch nicht ganz befrie=

digt war, so blieb derselben kein Zweifel mehr bei Gabriele's Vernichtung, als sie hinzufügte:

„Und die Verzweiflung Simons, bei diesem Zustande des geliebten Pflegekindes, läßt mich fürchten, daß das Leben des armen Greises diesem neuen Schlage unterliegen würd. Auch werde ich," fuhr sie, den Platz neben Gabriele, den sie eingenommen hatte, verlassend, fort, „mich sogleich wieder zu meinen armen Freunden begeben, sobald ich nur ein paar Worte mit dem Herrn und der Frau des Hauses gesprochen habe."

Sie entfernte sich, überzeugt von dem, was sie hatte wissen wollen, Yves beunruhigt und unzufrieden und Gabrielen leidend und trostlos zurücklassend. Die Marquise, die soeben eine Parthie Whist beendigt hatte und zu ihren Kindern kam, bemerkte Gabriele's Blässe, und sie der Anstrengung zuschreibend, schlug sie vor, nach Hause zu fahren.

Schweigend wurde der Weg zurückgelegt, ohne daß sie sich wie sonst ihre Beobachtungen und ihre Ansichten darüber mittheilten; als sie im Zimmer der Marquise angelangt waren und alle drei am Kamin Platz genommen hatten, rief Gabriele:

„Ist es möglich?" und ließ ganz muthlos und niedergeschlagen ihre zarten Hände auf ihre Kniee sinken.

Und diese Worte schienen mehr unwillkürlich ihrem gepreßten Herzen entschlüpft, als an Jemand gerichtet zu sein.

„Ist es möglich? ist es wirklich? an welche Falschheiten und Schmerzen werde ich mich dann gewöhnen müssen in dieser Welt, in die ich eingeführt bin? welche Mühe, sie kennen zu lernen und das Falsche zu vermeiden? Sind die Blendwerke, die uns umgeben, nur Schlingen, um unser Glück zu zerstören?“

„Was sagen Sie, Gabriele,“ fragte die Marquise. „Woher diese traurigen Worte und dieses finstre Gesicht? Hat dies die Unterhaltung mit Herrn von Marcenay veranlaßt? Ich habe gesehen, daß er lange neben Ihnen saß; seine Unterhaltung wird den traurigen, entmuthigenden Eindruck auf Sie gemacht haben, den sie gewöhnlich hervorbringt; sie hat gewissermaßen eine zersetzende Säure; seine Spöttereien ändern die Natur ihrer Gegenstände, sie könnten selbst die Tugend verderben und ich glaube, er könnte keinen Diamant berühren, ohne ihn zu verdunkeln.“

„Ja, seine Worte waren bitter und spottend,“ antwortete die junge Frau gleichgiltig; „sie haben mir zu gleicher Zeit Furcht und Lachen erregt, aber ohne Spuren zu hinterlassen; ich erinnere mich ihrer schon nicht mehr ... Nur was mein Herz ergreift, behalte ich im Gedächtniß.“

Yves sah sie beunruhigt an. Wer hatte denn dies Herz so verletzt, um diese Klagen zu veranlassen? Er beobachtete sie aufmerksam.

„Sollte es Ihr Vetter, Georg Rémond sein, der

Sie betrübte?“ sagte die Marquise. „Sein Gesicht flößt Melancholie ein.“

„Ach! tadeln Sie Georg nicht!“ unterbrach sie Gabriele; „er ist der beste junge Mann! Wenn Sie wüßten, wie edel er gegen die Armuth kämpfte? wie voll Talent und Zartgefühl er ist? ... Ohne Zweifel wird er, nach Allem, was ich von der Welt weiß, nicht glücklich werden: nicht solchen Charakteren, wie der seinige ist, sind Ehre und Reichthum aufbehalten. Aber wenn Sie ihn kennten, Madame, würden Sie ihn gewiß lieben.“

Ein Strahl von Eifersucht durchdrang bei diesen Worten Yves von Mauléons Herz.

„Es scheint mir, mein liebes Kind, als machte die Gesellschaft keinen angenehmen Eindruck auf Sie, und das ist vielleicht unsere Schuld ... wir müssen wählen ... ich will Sorge tragen, daß der morgende Tag unser unwillkürliches Versehen wieder gut macht.“

Gabriele schien eine Erklärung dieser Worte zu erwarten, die Marquise fuhr also fort:

„Die Welt ist schön, weil sie verschieden ist; die Bösen sogar machen in ihr eine sehr gute Wirkung, sie spielen in derselben zwar keine schöne, aber ich kann es nicht leugnen, oft die erste Rolle.“

„Die Art von Verachtung gegen die Rechtschaffenen, die sie affectiren, ist nicht wirklich, mein liebes Kind! Sie wissen sehr gut, daß die Tugendhaften, Gescheidten

und Unerschütterlichen die einzigen Stützen der Gesellschaft sind und daß dieselbe, wenn sie nur aus Unzuverlässigen und Schlechten bestände, sich bald auflösen würde. Lassen wir diese kleinen geselligen Intriguen, von denen Niemand sich anführen läßt, während doch Jeder die Andern damit anzuführen glaubt. Die Eitelkeit, die Leidenschaften und die Laster sind sehr anregend, sie sind für den ruhigen Beobachter nicht ohne Nutzen, und Alles, was nöthig in der Welt ist, muß ertragen werden. Warum hätte die ewige unendliche Weisheit es sonst zugelassen? Wer kann dies ergründen, da man nicht einmal ergründen kann, wie das kleinste Grashälmchen sprießt. Man muß sich also in Geduld dem Bestehenden fügen. In Ihrem Alter, Gabriele, wenn man wie Sie mit dem Aufgange der Sonne die Lebensreise beginnt ... ist es natürlich, auf das zu denken, was den Weg angenehm und dem Wanderer Freude machen kann! Aber sollte man sich getäuscht haben, so ist es besser, daß man an das Gute denkt, was trösten kann, als an das Schlimme, was betrübte, und daß man vorwärts schreitet, ohne sich zu sehr zu beunruhigen, weil man weder den Weg, noch das Wetter, noch die Gefährten der ungewissen Reise wählen kann.

„Was mich anbetrifft, die ich die Stunde des Sonenuntergangs und der Ruhe bald erreicht habe, so darf ich mich nur noch mit dem Orte beschäftigen, wo

man für immer ausruht. Meine liebe Gabriele, ich habe während meiner Lebenszeit nach und nach alle Güter derselben entfliehen sehen; alle Freuden des Wohlstandes, des Ranges, der Größe, der Jugend und der Liebe! Ach! wenn man Revolutionen erlebt hat, erkennt man die Unwürdigkeit des menschlichen Geschlechts; man sieht hauptsächlich den Unwerth derer, die diese politischen Unruhen leiten! Wie Viele habe ich nicht ihrem eignen Herzen und Grundsätzen untreu werden sehen! Wie Viele habe ich nicht in ihrem Unglücke beschützt und getröstet, um sie am Tage ihres Triumphes undankbar zu finden!

„Auch bleibt meiner Seele nur Eine Hoffnung: Meine Ruhe im Himmel! Die seinige auf Erden! ...“

Und die alte Mutter deutete mit ihrer zitternden Hand auf ihren Enkel und fuhr fort: „Die Ruhe dessen, der der einzige Uebriggebliebene zweier edler Familien ist! Dessen, ... dem Sie Alles, was er verloren hat, ersetzen sollen!“

Die junge Frau hatte sich der Marquise genähert; als sie deren Stimme immer mehr sich erweichen hörte, theilte diese Bewegung sich ihrem Herzen mit und schmeichelnd umschloß sie eine der welken Hände der guten Großmutter mit den ihrigen. Alle schwermüthigen Träumereien und etwas überspannten Empfindungen erregten immer, und so auch jetzt, ihr lebhaftes

Mitgefühl ... aber als bei diesen letzten Worten die Art ihres Verhältnisses zu dem jungen Manne sich ihrem Geiste darstellte, ergriff sie ein unwillkürliches Zittern, und Yves bemerkte auf diesem reizenden Gesichte, dem zu durchsichtigen Schleier einer zu offnen Seele, eine peinliche Empfindung.

Wären sie allein gewesen, so würde er in diesem Augenblicke, seiner Rührung nachgebend, sich vielleicht ihr zu Füßen geworfen und gesagt haben: „Rede! sage mir, ob dieser Schmerz, den Du zuweilen unwillkürlich verräthst, von Haß, Reue oder Liebe verursacht wird? Sage mir ... wie ich Dein unschuldiges Herz, Deine Achtung gewinnen, ... wie ich die traurigen Eindrücke verlöschen kann ... die ... Du wirst mich lieben ... wenn Du wissen wirst ... daß ich Dich liebe ... wenn Du Dich überzeugen wirst, daß nicht der Eigennutz allein ...“

Bei dieser Gelegenheit stutzte Yves ... und indem er alle Umstände seiner Verheirathung zurückrief, seine Gleichgiltigkeit, seine Verachtung, dann alle die zarten Empfindlichkeiten der Seele des jungen Mädchens und ihren energischen Entschluß ... fühlte er eine tödliche Kälte sein Herz durchdringen und erstarren ... Sie verachtet mich! dachte er; nun rief er sich auch die feinen Beurtheilungen Gabriele's, ihre richtige Auffassung von Allem was sie sah, zurück, diese so erhabene, allem Gemeinen so gänzlich fremde Natur; diese Frau

ohne Eitelkeit und Gefallsucht, deren Seele nur nach Gutem und Schönem strebte! ... Und er fürchtete ihre Verachtung.

Unbeweglich ... voll innerer Bewegung, stand er, blaß und schweigend das schöne Kind betrachtend, dessen anmuthigen Kopf die Marquise an ihr Herz gezogen hatte und das mit den Blumen spielte, die seine Stirn geschmückt hatten, denn es gab keinen Mittelzustand in Gabriele's Seele. Sie beschäftigte sich entweder mit den sorglosesten Kindereien, oder war von erhabener ernster Begeisterung erfüllt.

„Es ist spät," sagte Frau von Fontenoy=Mareuil.

Dies war das Signal, welches sie jeden Abend gab, wenn sie allein sein wollte. Yves verließ dann sogleich das Zimmer seiner Großmutter; aber Gabriele hatte es sich von dem ersten Tage an nicht nehmen lassen, Mademoiselle Huguet selbst bei den kleinen Hilfsleistungen, die das Alter und die Gewohnheiten der Marquise erheischten, zu unterstützen. Alte Leute empfinden eine unendliche und zärtliche Freude, wenn sie sich so liebevoll gepflegt sehen, und dies war mit eine der Ursachen der schnellen und lebhaften Zuneigung, welche die Marquise zu Gabriele gefaßt hatte und die sie ein Herkommen, welches ihr gar nicht gefiel, so schnell hatte vergessen lassen.

So verabschiedete also jeden Abend die Marquise ihren Enkel und behielt ihre neue Enkelin noch eine

halbe Stunde bei sich, während der sie ihr beim Auskleiden die sanftesten und nützlichsten Lehren und Rathschläge gab, bis sie in dem Augenblicke, wo sie sich zu Bett legen wollte, Gabrielen umarmte und sie entließ, mit den Eindrücken guter liebender Empfindungen, einigen neuen Ansichten der Welt, einigen Anecdoten von hohen Personen und einigen angenehmen Erzählungen, mit denen sie ihren Geschmack und ihren Geist bildete. An diesem Tage sagte die Marquise, als Yves sich entfernen wollte, zu ihm:

„Morgen nehme ich meine Gabriele bis zum Diner allein in Anspruch; sie soll mit mir einige Personen sehen, die ihr eine günstigere und tröstendere Vorstellung von der Welt, in der sie jetzt lebt, geben werden, als die heutige war. Du, mein Freund, wirst einige Stunden für Dich haben ... eine kurze Trennung ist der Liebe sehr vortheilhaft; ... und seit vierzehn Tagen habt Ihr einander nicht eine Minute verlassen ... Ich werde sie Dir heitrer wieder zuführen und Du wirst munterer zurückkehren, nicht wahr?“

Yves zog sich noch trauriger als gewöhnlich in sein Zimmer zurück; er war unzufrieden mit sich selbst. In einer Lage, in der er weder bleiben wollte noch konnte, und doch nicht wußte, wie er sich derselben entreißen sollte, hatte er, von dem ersten Tage seiner Verheiratung an, zuweilen daran gedacht, sein früheres Leben wieder anzufangen. Weshalb hatte er sich denn verhei-

rathet, sagte er sich selbst, als um die Wünsche seiner Großmutter zu erfüllen und Vermögen zu erlangen, mit Hilfe dessen er seinem Stande und Range angemessen leben konnte? Das war geschehen! und was seine Frau anbetraf — hatte er sie gewählt? hatte er Glück von ihr erwartet? Konnte er dies gelehrige Kind, das nicht die mindeste Neigung zeigte, sich der Autorität, die man sich über sie anmaßte, zu entziehen, nicht unter der Leitung der Marquise lassen? Was die besondere Bedingung betraf, die sie in Hinsicht ihres ehelichen Verhältnisses gemacht hatte, so gab der junge Herzog von Mauléon, wie alle junge Leute, die in schlechter Gesellschaft gelebt haben, wenig auf die Liebe, betrachtete sie als überflüssig in der Ehe und unnöthig zum Vergnügen. Wird er nicht außerhalb reichlich finden, was er zu Hause entbehrte?

Das Alles hatte er sich gesagt, war aber doch geblieben ... und hatte seit vierzehn Tagen nicht eine einzige Zerstreuung gesucht; und seine Gedanken waren alle auf die Erforschung dieser einfachen und wahren jungen Frau gerichtet, die, zufrieden in ihrem Entschlusse, den sie für eine Pflicht hielt, seine Aufmerksamkeit weder verlangte noch vermied. Und jetzt beschäftigte ihn nicht mehr blos die Neugierde, was er von dieser Frau, die ihn interssirte, zu denken habe, sondern die Frage: was sie, die sein ganzes Herz in Bewegung brachte, von ihm denken müßte! ... Zuweilen sah er sie bewegt,

wenn sie ihn ansah, zuweilen ruhig und kalt, zuweilen furchtsam und traurig! Was dachte sie denn? Bald wunderte er sich, daß sie seine Schönheit nicht zu bemerken schien! Wußte sie, der freilich so Manches noch unbekannt war, denn noch nicht einmal den Werth der Schönheit zu schätzen? — Sie, die sie besaß, ohne sich dessen bewußt zu scheinen? Bald wünschte er sogar, daß sie ihn schön, liebenswürdig, geistreich und gut finden möge; denn er fand sie schön, geistreich und gut! Er hätte ihren Augen, ihrem Herzen, ihrem Geiste gefallen mögen! ... Wenn er noch nicht verliebt in sie war, so war er wenigstens nahe daran, es zu werden.

Zweites Kapitel.

Fortsetzung der Hochzeitsvisiten.

Der Graf von Rhinville fühlte sich seit der Hochzeit gar nicht behaglich; er sehnte sich nach der Beendigung der Hochzeitsvisiten und ging nur mit tiefen Seufzern allein in die Häuser, wo er nur in Begleitung der Marquise zu erscheinen gewohnt war. Die Empfindlichkeit der egoistischen, Alles nur auf sich beziehenden Leute ist so groß, daß sie die geringste Aenderung ihrer gewohnten Lebensweise als ein großes Unglück betrachten; und der arme Graf vermißte jeden Augenblick die Aufmerksamkeit, die seine alte Freundin auf alle die kleinen Bedürfnisse hatte, die sein Leben ausfüllten. Endlich vergaß er, ganz ärgerlich über seine Einsamkeit, eines Abends das Fenster seines Wagens aufzuziehen und erkältete sich. Von diesem Augenblicke an betrachtete er Gabriele's Eintritt in die Familie von Fontenoy-Mareuil als ein Mißgeschick!

Für die Marquise, deren sämmtliche Hoffnungen sie belebte, schien sie hingegen eine Wohlthat des Himmels zu sein, und die Freude verjüngt. Die Last der Jahre, die sie oft gedrückt hatte, wurde ihr leichter; die Hand der Zeit wurde durch das Glück emporgehoben und lastete minder schwer auf ihrem Herzen. Auch machte sich die Marquise den andern Morgen sehr früh auf den Weg, denn sie machte mit einer Fahrt auf das Land den Anfang, nach einem Schlosse in der Nähe von St. Cloud. Es war für die Marquise eine religiöse Wallfahrt und zugleich ein freundschaftlicher Besuch. Gabriele sah eine der schönen Besitzungen in der Nähe von Paris, wo der Luxus der Stadt sich mit den Reizen des Landlebens vereinigt; wo man von den laubigen Ufern eines klaren Baches zu den Freuden der Oper oder eines glänzenden Salons übergehen kann.

„Hier, mein Kind," sagte die Marquise, „hier in diesem Schlosse erholte sich noch vor wenigen Jahren die Größe zuweilen von der Anstrengung der Repräsentation. Hier suchte die Tochter Ludwigs des Sechzehnten die Zurückgezogenheit, die ihren Tugenden süßer war, als eine gefährliche Macht. Diese schön schattirten Blumen, diese Teppiche, diese Stickereien sind die Früchte ihrer Mußestunden. Vielleicht vergaß sie, indem sie sich mit diesen leichten, hier so fromm aufbewahrten Arbeiten beschäftigte, über diesen

unschuldigen Beschäftigungen der Frau, zuweilen die bittern Schmerzen der Fürstin? Gesegnet seien dafür die glänzenden und schönen Arbeiten ihrer Hände! Sie sahen ihre Thränen fließen, sie wurden von denselben benetzt, vielleicht riefen sie zuweilen ein Lächeln auf das edle Gesicht, welches so früh schon weinen lernte; mögen sie gesegnet sein!“

Und die Marquise trocknete eine Thräne, indem sie noch leiser fortfuhr: „So früh lernte sie weinen und so spät mußte sie nochmals leiden!“

Aber die angelegentliche Sorgfalt der würdigen Besitzer des Schlosses zerstreute den Kummer, den die würdige Dame noch für Andere empfand, nachdem sie ihren eignen verschmerzt hatte. Gabriele betrachtete diese schöne Besitzung mit ehrfurchtsvoller Sammlung; sie sah die großen weiten Gemächer, sah alles Prachtvolle, Glänzende und Bequeme dieser Zurückgezogenheit, der sich eine nur frommen Erinnerungen lebende, edle Familie gewidmet hatte. Dieses Alles schien ihr einfach wie das Schöne, liebenswürdig wie das Gute; und als sie auf dem Rückwege nach Paris waren, sagte sie zu der Marquise:

„O! welche Hochachtung flößt eine solche Hingebung für den Gegenstand ein, dem sie gewidmet ist! Gewiß können nur aufrichtige und schöne Ueberzeugungen solche Tugenden hervorbringen!“

Frau von Fontenoy-Mareuil hielt in Ville

d'Avony an, um Gabrielen der eleganten und grazieusen Frau eines reichen, geistreichen Finanzbeamten vorzustellen. Denn sie hatte beschlossen, daß Gabriele heute nur Ausnahmen von der Regel sehen sollte.

Die mütterliche Zärtlichkeit der Marquise hatte der jungen Frau eine Ueberraschung bereitet, indem sie sie, nach Paris zurückgekehrt, in eine berühmte Zurückgezogenheit führte, und sie dort dem, der ihre junge Phantasie entzückt hatte, vorstellte, dem, der alle unschuldigen, schönen und zärtlichen Empfindungen ihrer Seele mit den Leiden Atala's und Cymodocens weckte. Da erschien der Marquise die kindliche und lebhafte Freude Gabriele's, die innige Rührung dieser gewaltigen, zarten Natur so rührend und so wahr, daß sie dieses schöne Kind von siebzehn Jahren, die weder Pracht, noch Putz und Eleganz entzückt hatten und die für den Reiz des Genies und aller edeln Tugenden so glühenden Eifer aussprach, deshalb nur noch herzlicher liebte.

„Meine Mutter," sagte, als sie hinausgingen, Gabriele unwillkürlich (denn die zarten Aufmerksamkeiten der Marquise bewiesen ihr eine mütterliche Zärtlichkeit, die mit kindlicher Liebe zu vergelten, sie sich gedrungen fühlte), „meine Mutter! wie gut sind Sie, meinen Geist mit schönen Erinnerungen zu bereichern! Aber ist denn wirklich, wie ich es mir gedacht hatte, die Zurückgezogenheit die einzige Zuflucht, die den großen

Talenten und Charakteren bleibt? Bietet denn die Welt der politischen Interessen und bestimmten Geschäfte gar nichts, was auch Achtung und Bewunderung verdient?“

Die Marquise sah ihr liebes Kind etwas unentschlossen an ... es war augenscheinlich, wie große Freude es ihr machte, daß die junge Frau so ausgezeichnete Gesinnungen annahm. Aber sie war von Natur gut und billig und wollte ihrer Tochter auch nur gute und billige Ansichten beibringen; sie sagte ihr also mit einiger Ueberwindung:

„Ich möchte nicht, Gabriele, wie groß auch mein Schmerz über die Vergangenheit ist, Sie in einem traurigen Irrthum über die Gegenwart lassen, nein! ... es giebt noch, mitten in der gemeinen und gierigen Niedrigkeit unserer Tage, Männer von hoher Einsicht und strenger Tugend, deren Herz so rein, wie ihr Geist erhaben ist. Einer zum Beispiel, der uns die Geschichte der Sittenverbesserung unseres Landes bekannt gemacht und uns gelehrt hat, es edel zu beherrschen, nachdem er es weise aufgeklärt hat. Vor so hohen Talenten verschwinden meine Vorurtheile. Kommen Sie also! ...“

Und der Wagen hielt noch einmal: es war im Faubourg St. Honoré.

Ein in seinen Gewohnheiten einfacher, in seinen Manieren ernster, im Herzen bescheidener und guter

Mann empfing sie etwas kalt, aber liebenswürdig und geistreich. Gabriele wunderte sich, einen so mächtigen Zug von Vertrauen und Freundschaft zu einem so ernsten, imponirenden Manne zu empfinden, als wenn man die, welche man am höchsten achtet, nicht auch oft am innigsten liebte. Aber sie sah, wie seine bewunderungswürdig ausdrucksvollen Augen und ein feines anmuthiges Lächeln mit viel Grazie den Eindruck einer fast rauhen Physiognomie milderten. Sie errieth bald, daß er mit der Nachsicht und Freundlichkeit gegen Andere Strenge gegen sich selbst vereinige und so die doppelte Wirkung von Achtung und Liebe, bei Jedem der sich ihm nahe, hervorbringe.

„Sie sehen,“ sagte, als sie zurückfuhren, die Marquise zu ihrem schönen Kinde, „daß man selbst in jetziger Zeit durch Talent und Tugend zur Macht gelangen kann; daß man dreimal hintereinander die höchsten Ehrenstellen einnehmen und ganz mit dem allgemeinen Besten beschäftigt bei dem Glücke vorübergehen kann, ohne sich Zeit und Mühe zu nehmen, es anzusehen.“

„So, meine Tochter,“ fügte die Marquise hinzu, „habe ich Ihnen die Welt von einer schönen und ebenso wahren Seite gezeigt, als die unzufriedenen Geister, wie Herr von Marcenay, sie zu schildern sich bestreben ... Sie sehen, daß es Anhänglichkeit ohne Prahlerei und Eigennutz und Reichthum ohne den Schatten der

Lächerlichkeit giebt. Sie haben gesehen, daß das Genie noch seiner Gewalt hinzufügen kann, was der Geist nur Edles und das Herz Liebenswürdiges hat, und daß die Interessen, die Macht und die politischen Beziehungen sich mit allen Tugenden vereinigen und von denselben einen strahlenden Glanz erhalten können. Sie sehen jetzt, daß, um zu bewundern, man nur wählen können muß; das heißt, man findet Verdienst, wenn man es zu suchen versteht."

Gabriele schmiegte sich, ohne etwas zu sagen, an die Marquise und dankte ihr mit einer Liebkosung. Sie waren jetzt in ihrem Hôtel angelangt ... die Marquise wünschte, bis zum Diner sich auszuruhen, und die junge Frau ging schweigend nach ihren Zimmern. Sie setzte sich träumend an das Fenster; das Zimmer, in dem sie war, ging nach dem Garten und hatte eine Thür nach demselben. Der Tag begann sich zu neigen, aber der Schnee, der den Boden, die Bäume und die Dächer bedeckte, erhöhte das Licht und warf einen blendenden, aber traurigen Wiederschein auf alle Gegenstände; Gabriele's Augen hafteten auf den entblätterten und mit diesem bleichen und kalten Schmucke des Winters belasteten Zweigen; sie verlor sich, sie betrachtend, in einer süßen, weichen Schwermuth! Alles, was sie täglich sah und hörte, neue Dinge und Gedanken beschäftigten ihren Geist zu sehr, als daß demselben Zeit geblieben wäre, sich unglücklich zu fühlen,

erfüllten aber doch ihr Herz nicht genug, um ihm Glück zu gewähren. Die Träume der Jugend erfüllten sich ihr nicht. Es giebt eine Zeit des Lebens, wo Ruhe Glück zu sein scheint, aber auch eine, wo Ruhe die Abwesenheit des Glückes bedeutet.

Dann dachte Gabriele an Elénore, und in den verschiedenen Bewegungen, die diese Erinnerung veranlaßte, netzte eine Thräne ihre Wimpern. In diesem Augenblicke kam Georg zu ihr.

Die Vorwürfe des Herrn von Mauléon über sein Ausbleiben hatten ihm das Recht gegeben, zu kommen; die Aeußerung Gabriele's über ihr Alleinsein hatte seine Neigung dazu erregt. Er fand sie allein, traurig, eine Thräne trocknend, und er liebte sie!

Er sah sie an. Alle gewöhnlichen Redensarten, Alles, was man im Umgange zu reden pflegt, war hier nicht angebracht! Es war eine weinende junge Frau und ein junger Mann, der sie liebte.

Sie schwiegen! Georg vor ihr stehend und sie mit großer Unruhe betrachtend ... er versuchte zweimal zu reden, doch machte seine große Bewegung die Worte unverständlich und er vollendete sie nicht. Gabriele empfand, ohne weiter darüber zu denken, daß auf diese Weise kein Besuch anfängt, sie sah ein, daß dies sonderbare Schweigen nicht mit gewöhnlichen Redensarten gebrochen werden konnte.

Sich plötzlich erhebend, öffnete sie die Glasthüre,

neben der sie gesessen hatte und ehe Georg begriffen hatte, was sie thun wollte, eilte sie mitten in den Schnee des Gartens, kindisch lachend über die Fußstapfen, die ihre zierlichen Füßchen im Schnee zurückließen und über das Knistern des Schnee's, über den sie lief.

Georg folgte ihr erstaunt und außer Fassung gebracht durch die Windungen der verschneiten Gänge. Als sie sich zu ihm wendete, sah sie noch auf seinem Gesichte Ueberraschung und lebhafte Bewegung; und sich bückend, nahm sie so viel Schnee, als ihre kleinen weißen Hände fassen konnten und formte Schneebälle, die sie, so hoch ihre Kräfte es gestatteten, in die Luft warf. Aber der von ihren zarten Händen nur leicht zusammengedrückte Schnee zertheilte sich, indem er die entblätterten Zweige der großen Bäume berührte und fiel in glänzenden Flocken herab, das schwarze Sammtkleid, welches Gabriele's elegante Gestalt bis an den Hals einschloß, wie mit Brillanten übersäend. Und Gabriele bewunderte lachend diesen leichten Schmuck, den die letzten Strahlen der Sonne noch verschönten. Sie fuhr fort, leichte Schneebälle in die Höhe zu werfen und ergötzte sich daran, wenn sie als Flocken auf sie und ihren Vetter herabfielen. Georg, beschäftigt, den kalten glänzenden Staub abzuschütteln, hatte Gabriele's Kindereien und ausgelassener Lustigkeit nicht länger seinen Ernst entgegensetzen können und zuletzt

auch in ihr Lachen eingestimmt und konnte so weder bemitleidend noch leidenschaftlich zu ihr reden. So hatte Gabrielen ihr Instinkt richtig geleitet. Ein unschuldiges Kinderspiel hatte eine gefährliche Scene der Leidenschaft abgewendet.

Aber plötzlich, als sie im schnellsten Laufe auf eine kleine Eisfläche gerieth, machte die schnelle Bewegung, daß sie, ungeachtet ihrer Geschicklichkeit in solchen Uebungen, gefallen sein würde, wenn nicht Georg schnell hinzugeeilt wäre, um sie in seinen Armen aufzufangen. Unglücklicherweise betrat aber Yves von Mauléon, dem das Vorhergegangene unbekannt war, in demselben Augenblicke die Thür des Salons und sah Gabrielen in Georgs Armen.

Dieser ganze Tag der Freiheit war für ihn ein Tag der Langeweile gewesen und hatte ihm unendlich gedäucht. Zweimal war er bis an die Thür von Gefährten seines früheren zerstreuungsvollen Lebens gekommen und zweimal war er an der Thür wieder umgekehrt. Was sollte er ihnen sagen? oder was würde er von ihnen hören, das ihn interessirte? was fragte er nach lächerlichen oder scandaleusen Abenteuern oder albernen Späßen? was hatte seine jetzige Lebensart mit den früheren vorübergehenden Zerstreuungen gemein? würde er bei seinen früheren Commilitonen Aufklärung über die Ungewißheiten seines jetzigen Ideenganges finden? Nein! ... Würde er dort die ge-

wünschte Auskunft über Gabriele's Gedanken und Empfindungen erhalten? ... Einige Gründe, zu hoffen? ... einige Anleitungen, wie er ihr Herz gewinnen könne? ... Und wenn er nichts von dem Allen dort fand, wenn er nichts für die Gegenwart dort fand ... was machte er sich aus einer Vergangenheit, die er vergessen wollte, weil die Erinnerung an dieselbe ihn peinigte? ... und er floh, er vermied die Orte, wo er diejenigen finden konnte, die er erst aufgesucht, denen er erst diesen Tag gewidmet hatte. Yves betrat also einsame Straßen und entfernte Spaziergänge, oft nach der Uhr sehend, die ihm immer zu langsam ging! Als er endlich nach Hause kam, endlich das Ende dieses langweiligen Tages herannahen sah; als er ungeduldig in Gabriele's Zimmer eilte, sich auf ihre naiven Erzählungen von den Erlebnissen dieses Tages freuend ... sah er sie ... sah Gabriele ... mit einem jungen Manne, einem Verwandten, den sie gegen ihn gelobt hatte! ... er sah Georg! ... Georg, dessen Name schon seine Eifersucht erweckt hatte, diese Hand berühren, die ihm ein Heiligthum war! ... sah, wie er mit seinen Armen diese schöne Taille umschlang, die er — ihr Gatte, noch nie berührt hatte! Georg schien liebend und schmeichelnd sich mit der zu unterhalten, die seine Frau war, die ihn aber floh, von der er noch keine einzige Liebkosung erhalten hatte! Yves von Mauléon fühlte bei diesem Anblicke all' sein Blut heftig zu seinem

Herzen dringen, ihm die Macht des Athmens rauben und eine tödtliche Blässe über sein Gesicht verbreiten.

Aber in demselben Augenblicke brachten die von einem leichten spöttischen Lächeln begleiteten Worte: „Was ist Ihnen denn, Herr von Mauléon?" ihn zum Zittern, denn er erkannte die Stimme der Frau von Savigny, die, ihm auf dem Fuße folgend, gleich nach ihm eingetreten war. Sie wollte die junge Frau besuchen und schien in dem leidenden Herzen des jungen Ehemannes zu lesen.

Gabriele kam jetzt zu ihnen und sie begaben sich alle zusammen in den Salon der Marquise. Die Kälte, die körperliche Anstrengung und die, durch die Gegenwart der Frau von Savigny hervorgebrachte Verwirrung hatten das frische Gesicht der schönen jungen Frau mit so lebhaften Farben geschmückt, daß ihre Schönheit wahrhaft blendend war. Georg war bewegt und zitternd, Yves bleich und aufgeregt, und Frau von Savigny legte durch ihr ironisches Lächeln ihnen allen eine gefährliche Qual auf, wie man in der großen Welt sie oft erdulden muß.

Yves konnte den Zwang nicht länger ertragen. Die Langeweile des ganzen Tages, der Schmerz der Eifersucht, den er soeben empfunden, raubten ihm die nöthige Kraft und Geduld, um die Spöttereien und Sticheleien der Frau von Savigny zu ertragen. Er schützte heftiges Kopfweh vor und entfernte sich.

Bald darauf ließ er bitten, ihn nicht zum Diner zu erwarten.

Frau von Savigny empfahl sich ... und indem sie in den Wagen stieg, schienen ihre von unbeschreiblich boshafter Freude und schadenfrohen Hoffnungen zusammengepreßten Lippen einen Zweifel an dem Glücke Mauléons auszudrücken, indem sie sich nur eben so weit öffneten, um die Worte zu flüstern:

„Wir werden ja sehen!“

Gabriele blieb den ganzen Abend mit der Marquise allein. Die junge Frau war traurig; um ihre Traurigkeit zu verbergen, erbot sie sich, etwas vorzulesen. Bis elf Uhr las sie zuweilen mit bewegter Stimme, ohne eigentlich zu wissen, was sie las, weil ihre Gedanken abwesend waren. Als die Marquise sich niedergelegt hatte, ging sie erfreut, nun endlich allein zu sein, in ihr Zimmer ... aber indem sie sich an das Kamin setzte, um sich ohne Zwang ihren Betrachtungen zu überlassen, fand sie auf demselben einen an sie adressirten Brief. Sie öffnete ihn neugierig, er war von Yves und enthielt Folgendes:

„Unsere Heirath war, wie Sie sagten, eine sehr unglückliche! Ja, eine so unglückliche, daß es unmöglich ist, eine solche Lage länger zu ertragen.“

„O Himmel!“ rief Gabriele, „was will er sagen?“

Und das Papier zitterte in ihren Händen ... und ihre Thränen verhinderten sie, weiter zu lesen ... sie trocknete sie ungeduldig und fuhr fort:

„Wo haben Sie gelernt, daß Yves von Mauléon sich ungestraft beleidigen lasse? daß man ihm ein Vermögen zuwerfen könne, das ihm nicht zukommt, und Anderen die Zuneigung zuwenden, die er fordern könnte? Behalten Sie, Madame, diese Reichthümer, nach denen Sie mich so begierig glauben! Ich habe sie mir niemals gewünscht; mein Herz stieß sie zurück, schon ehe Ihre Vorwürfe und der Entschluß, den Sie faßten, mir verboten, die Hand darnach auszustrecken. Sie werden bald erfahren, was ich seit unserem Hochzeitstage hierüber beschlossen hatte.

„Aber warum haben Sie mir, als Ihr erzürntes Herz sich in Vorwürfen gegen mich ergoß, nicht auch gestanden, daß eine andere Liebe von Ihrer Seite, die Liebe zu mir unmöglich machte? Das würde ehrlicher und Ihres Herzens, das nicht gemacht ist, zu betrügen, würdiger gewesen sein:“

„Yves von Mauléon.“

Gabriele's Ueberraschung war ihrer Betrübniß gleich. Sie kannte noch nicht die verschiedenen Schattirungen, mit denen ein in der Welt des Hochmuths und der Falschheit lebendes Herz die Leidenschaften

malt, und errieth unter der Hülle dieser harten Worte weder Eifersucht noch Liebe! ...

Sie sank in ihren Fauteuil zurück und rief unter Thränenströmen:

„Nun mehr als jemals geschieden!“

Drittes Kapitel.

Elénore.

Frau von Savigny hatte in der Soirée, wo sie Gabrielen begegnete, in Betreff Elénore's die Wahrheit gesagt. Der unerwartete Schlag, der an Gabriele's Hochzeitstage das arme Mädchen traf, hatte sie in einen Zustand versetzt, der weder Leben noch Sterben war. Die Eigenschaft ihrer Seele, alle Gewalt derselben auf Eine Empfindung zu concentriren, hatte sich durch die heftige Bewegung, die sie empfand, zu einem solchen Grade entwickelt, daß sie, so zu sagen, für Alles, außer der heftigen Leidenschaft, die sie aufrieb, todt war.

Elénore, seit ihrer Kindheit kränklich, hatte ihre moralische Regsamkeit auf Kosten ihrer physischen Kräfte gesteigert. Von ihrem nicht mehr jungen und in Folge von Gewissensbissen, die seine Seele folterten, schwächlichen Vater hatte sie eine krankhaft nervöse

Reizbarkeit geerbt, die die friedliche Stille und das regelmäßige Leben im Kloster unterdrückt, aber nicht geheilt hatten, und die zu lebhafte und schmerzliche Eindrücke nothwendig mit erhöhter Kraft erwecken mußten. Bis zu ihrem ersten Austritte aus dem friedlichen Hause hatte ein warmes, inniges religiöses Gefühl dieser sanften, liebevollen Seele genügt. Niemals hatte das Betragen des sanften Kindes ernste Vorwürfe veranlaßt, nie hatte es der Strenge bedurft, um einen Charakter zu leiten, der sich von selbst zum Guten neigte und sich ohne Zwang in alle ihre Pflichten fügte. Das religiöse Gefühl in dieser so zarten Seele gab der ganzen Persönlichkeit des schwachen Kindes einen Anstrich von Sanftmuth und Gelassenheit und ihrem Geiste eine träumerische Stille, die, indem sie ihre angebornen Eigenthümlichkeiten mäßigte, diese gebrechliche Natur zu einer zwar langsamen, aber doch vollständigen Entwickelung kommen ließ. Als Elénore funfzehn Jahre alt war, schien sie kaum deren zwölf zu zählen und behielt immer, auch in dem Alter der vollsten weiblichen Blüthe, das Ansehen, das eine zarte und schwache Constitution giebt.

Als aber ein tiefes Gefühl von diesem schon so empfindungsvollen Herzen Besitz nahm, unterdrückte dasselbe alle noch darin befindliche Lebenskraft. Wenn Elénore's Wahl glücklich gewesen wäre, wenn ihr Geschick sie mit dem Manne, den sie liebte, vereinigt

hätte, so würde sie nur den Reiz einer durch Tugend geheiligten Liebe kennen gelernt haben. In friedlicher Zurückgezogenheit, gehorsam und hingebend, würde nur der Gedanke an den Mann ihrer Liebe ihr Herz berührt und ihren Geist beschäftigt haben. Sie hätte vergessen und vergessend in der Verborgenheit gelebt; ihr Glück hätte Nichts mit der Welt um sie her zu thun gehabt; sie hätte geliebt ... und weiter Nichts gewünscht! Aber als das erste Unglück in Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit eine Liebe auflös'te, die ihr ganzes Dasein hatte ausmachen sollen, erhielt diese schwache Natur eine, für eine so empfindliche Organisation zu gefährliche Wunde.

Durch Gabriele's zarte Sorgfalt, ihre Heiterkeit, ihr freundliches, Hoffnung spendendes Kosen, hatte diese arme, vom Sturme geknickte Pflanze sich wieder zu heben angefangen, als sie von einem neuen Schlage, und ohne Möglichkeit auch nur der leisesten Hoffnung, getroffen wurde. Nun nahm ihr Schmerz den Charakter von vernichtendem Erschrecken an; sie war nicht blos unglücklich, sondern sie fürchtete sich vor ihrem Unglücke!

Als Frau von Savigny sie nach Gabriele's Hochzeitstage besuchte, fand sie sie der Pflege und Gesellschaft so bedürftig, daß sie Herrn Simon vorschlug, sie wieder zu sich zu nehmen, und ihn bat, sie dahin zu begleiten. Elénore, die sich zwar nach der Stille

und Einsamkeit des Klosters gesehnt hatte, ließ sich an einen andern Ort führen, ohne die leiseste Einwendung zu machen, ja, ohne diesen Wechsel ihres Aufenthalsortes kaum zu bemerken. Herr Simon dankte Frau von Savigny für ihre freundschaftliche Sorgfalt und die Theilnahme, die sie bewies, indem sie die Pflege ihrer kranken Freundin übernahm; aber des Greises zitternde Stimme sprach so verwirrte, unzusammenhängende Worte, daß er allein schon das lebhafteste Mitleid in Anspruch nahm und daß Frau von Savigny dieses Gefühl jetzt wirklich aufrichtig für Vater und Tochter empfand.

Ohne die Bande, die Herrn Simon an Elénore fesselten, zu kennen, hatte sie sie errathen. Ihr Schweigen achtete dieses traurige Geheimniß, aber der Schmerz Simons, der es ihr bestätigte, vermehrte die Vorwürfe, die sie sich über ihre unkluge Aufführung, die diese unheilbringende Liebe genährt hatte, machte; sie fühlte, daß sie dem Vater Rechenschaft über das Glück des ihr von ihm anvertrauten Kindes schuldig war, und ihre durch ihre eignen Leiden verwundete Seele war um so empfänglicher für fremden Schmerz. Sie liebkos'te Elénoren, trocknete die Thränen, die, ihrer unbewußt, über ihre Wangen rollten, ohne daß sie sich bemüht hätte, sie zu trocknen, oder zurückzuhalten; dann, als periodisch ein fieberhaftes Zittern den ganzen Körper des zarten Wesens erschütterte, wobei sie

um sich her sah, ohne Etwas zu sehen, und Worte ohne Bedeutung ausstieß, suchte Frau von Savigny Herrn Simon zu entfernen, indem sie ihm auftrug, Einiges für die Kranke herbei zu holen, und war nun allein mit der Leidenden, die jetzt anfing, zusammenhängender zu reden von den Strafen des Himmels, einem dem Unglück geweihten Dasein durch die Strenge des Himmels, die sie doch nie verdient habe!... Aber der arme Greis blieb nicht lange aus und setzte sich an das Lager seines angebeteten sterbenden Kindes. Unbeweglich beobachtete er jeden ihrer Athemzüge und in seine Augen stahlen sich noch einige seltene, aber bittere und brennende Thränen, die langsam auf seinem bleichen Gesichte hinabglitten, in Runzeln, welche frühere Thränen hineingegraben hatten.

Mit der Zeit wurde Elénorens Schmerz sanfter, und ihre frühere Resignation erfüllte ihre Seele wieder; die Gefahr war vorüber, der Tod war verscheucht, aber das Leben noch nicht zurückgekehrt!... Als die Wärterin, die ihren jetzt ruhigeren Schlummer bewachte, ihr vorschlug, aufzustehen, gab sie sich sanft ihren Vorschlägen hin, fügte sich gleichgiltig allen ihren Anordnungen und kleidete sich schweigend, einfach, aber ziemlich nachlässig an. Ihre zarten, blonden Locken umgaben immer noch in reicher Fülle ihr länger gewordenes Gesicht und schmiegten sich schmeichelnd an ihre blassen, jetzt gänzlich entfärbten und leicht gehöhl-

ten Wangen. Sie ging in den Salon, setzte sich in einen Fauteuil und nahm, wenn Gesellschaft da war, eine kleine Stickerei zur Hand, der sie ihre ganze Aufmerksamkeit widmete, während sie mit schwacher und sanfter Stimme die etwa an sie gerichteten Fragen beantwortete; sobald man aber nicht durch Fragen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, fiel sie in ihre Apathie zurück.

War sie allein im Salon, so pflegte sie ein Buch in der Hand zu haben; aber Frau von Savigny hatte sich überzeugt, daß sie es Stundenlang so hielt, ohne umzublättern, oder auch nur zu wissen, was es enthielt. Oft ging, weil der Arzt, hoffend, die frische Luft werde diesen schwachen, empfindungslosen Körper beleben, es wünschte, Elénore, ungeachtet der Kälte, auf den Balcon; aber mochte die strengste Kälte ihren zarten Körper erschüttern, mochte ein Feuer ihn wieder wohlthuend erwärmen, es brachte keine Veränderung in ihrem Gesichte hervor .... Nur eines Tages überraschte ein schwacher Schrei Frau von Savigny; sie lief schnell zu Elénoren und sah sie lange mit den Augen Jemand verfolgen, der sich oft umdrehte; es war Yves von Mauléon, der vorüberging und den der Anblick Elénorens erschreckt hatte.

An demselben Abende ging Frau von Savigny nach der Soirée, wo sie Gabriele wiederfand. Den

folgenden Tag konnte Elénore, weniger leidend, ausfahren und entdeckte von Weitem auf einer Promenade Herrn v. Mauléon ... Dies schien sie noch viel mehr zu beleben; den nämlichen Abend machte Frau von Savigny Gabrielen ihren Besuch, fand den jungen Herzog unzufrieden, eifersüchtig und aufgeregt, und sah ihn sich entfernen, um einer lächerlichen und peinlichen Lage zu entfliehen.

Seit Elénore nicht mehr in Lebensgefahr war, hatte ein Ausdruck von Ironie auf dem Gesichte der Frau von Savigny dem zarten Mitleide mit den Leiden ihrer Freundin Platz gemacht. Eine sehr lebendige Heiterkeit und eine neue Thätigkeit belebten sie; es war nicht mehr die Muthlosigkeit, die dem Verluste der Hoffnungen folgt, es schien im Gegentheil, als habe Frau von Savigny neue, unvorhergesehene Hoffnungen geschöpft, und niemals war ihr Geist so reich an scherzhaften Neckereien gewesen, die Niemand verschonten, an geschickten Anzüglichkeiten, die entweder die Eitelkeit oder das Gefühl Derer, mit denen sie zusammenkam, verletzten. Ausfälle gegen die Eigenliebe, gegen den Ehrgeiz jeder Art, selbst gegen die heiligsten Empfindungen, hämische Epigramme, falsche Auslegungen, doppelsinnige Worte, die im Grunde des Herzens den verwundbaren Fleck aufsuchen, um Schmerz zu erregen, begleiteten Frau v. Savigny, die Alles errieth

und immer sicher traf. Sie hatte sich den gefürchteten Frauen zugesellt, welche die Welt aufnimmt, schmeichelt, fürchtet und verabscheut; Frauen, die oft eben so viel Mitleid als Tadel verdienen, die über die Anderen die Galle ergießen, von der ihr Herz überfüllt ist, die vielleicht gut gewesen sein würden, wenn sie glücklich gewesen wären, die aber in ihrer Liebe, wie in ihrem Stolze getäuscht, Anderen das Glück nicht gönnen, was sie selbst nicht erreichten.

„Komm, Elénore,“ sagte sie, als sie nach Hause kam, „zieh Dich schnell und elegant an; ich selbst will Dir helfen.“

Das junge willenlose Mädchen ließ Alles mit sich machen und folgte ihr ohne Einwendung und Vergnügen in die Oper.

Frau v. Savigny holte im Vorbeifahren eine jener unbesonnenen, unbedeutenden jungen Frauen ab, die man bewunderungswürdig benutzen kann durch Schritte, die man ableugnet, und durch unpassende Worte, die der, die sie veranlaßt, ohne sie zu compromittiren, vortreffliche Dienste leisten.

Zwischen Elénore und der unbedeutenden Frau von Artigues in einer Loge des ersten Ranges, einer der Logen, welche von Mitgliedern des Jockei-Clubbs eingenommen war, gegenüber sitzend, glich Frau von Savigny unter dem Feuer der Blicke etwas einem Sol-

daten auf der Bresche; aber sie hatte wenigstens an diesem Tage nicht das Verdienst des Muthes, indem sie die Gefahr ganz vergaß; in diesem Augenblicke hätte weder Himmel noch Hölle ihren Gedanken eine andere Richtung geben können. Indessen führten eine ausgesuchte Toilette, ein Heiterkeit strahlendes Gesicht, graziöse Stellungen, der wechselndste Ausdruck ihrer Mienen, wobei sie die schönsten Zähne zeigte, eine Menge Besucher in ihre Loge, die mit den einnehmendsten Blicken empfangen wurden. So wird alle die kleinliche Kunst der Koquetterie angewendet und nicht berücksichtigt, wie wenig sie gilt.

„Sie wissen," sagte sie zu Frau von Artigues, nachdem sie eine halbe Stunde in der Loge gewesen waren, „daß ich nur hierher gekommen bin, um Sie zu begleiten, weil andere Engagements mich binden; Sie haben Ihren Wagen und der General Barlemont, den ich Ihnen lasse, wird Sie begleiten. Sie werden mir die Gefälligkeit erzeigen, Elénore nach Hause zu bringen?"

Und während Frau von Artigues antwortete, bemerkte Frau von Savigny, kein Auge von der Bühne verwendend, ein leichtes Geräusch, das einen in der Loge Neuangekommenen anzeigte. Sie erkannte ihn, ohne ihn zu sehen, und ohne Frau von Artigues Zeit zu lassen, ihre Rede zu vollenden, verließ sie sie schleunigst.



Elénore blieb also allein mit einer Frau, die sie kaum kannte und die überdem immer nur mit sich selbst beschäftigt war und mit dem vortrefflichen General Barlemont, wie ihn alle Frauen nannten, die er zuweilen begleitete, wenn ihnen daran gelegen war, einen Führer zu haben, der weder sah, hörte, noch verstand.

Der Eintritt des Neuangekommenen machte eine Art Theatereffekt in der Bühnenloge.

„Schon!“ sagte der Eine. „Erst jetzt!“ der Andere.

„Drei Wochen! das ist zu wenig; die Flitterwochen dauern einen Monat!“ sagte ein Dritter.

„Die Flitterwochen eines Lion dürfen nur einen Tag dauern!“ entschied ein Vierter.

Und Yves von Mauléon, denn er war der Neuangekommene, stand da, betäubt von den unnützen Worten und Scherzen, die so wenig mit seinen Gedanken harmonirten, und verwünschte die Thorheit, die ihn, allein und unbeschäftigt, wie er war, bewogen hatte, die Genossen seines früheren Lebens, deren Sprache und Gewohnheiten er so lange getheilt hatte, aufzusuchen. Indem ihm plötzlich die zarte Scheu vor aller Gemeinheit eines in der Einsamkeit und unter dem Einfluß edler Vorbilder gebildeten Geistes einfiel, dachte er: „Ach! Gabriele konnte mich nicht lieben.“

Und der traurige Ausdruck seines ernsten Gesichts

munterte seine lustigen Gefährten zu noch tolleren Neckereien auf.

Yves neigte sich über die Brüstung der Loge, seine Aufmerksamkeit auf die Personen wendend, die in den Logen waren, und plötzlich blieben seine Blicke an einer Stelle haften.

„Ach! Du siehst diese blonde junge Dame, die so bleich wie ein Gespenst, und doch so schön wie ein Engel ist! Sie sieht aus wie eine Erscheinung, sagte ein junger aristokratischer Dichter.“

„Ich erkenne sie,“ sagte der Unternehmendste von ihnen. „Ich habe sie bei Frau von Savigny gesehen; sie ist aus Liebe toll geworden! ... Welcher von uns ist der Schuldige?“

Yves wollte wie die Andern lächeln, aber es gelang ihm nicht.

„Wer von uns wird sie trösten?“ sagte einer dieser jungen Thoren mit einem Tone, der großes Vertrauen zu seinen Tröstungen aussprach.

Duprez begann zu singen, Alles hörte zu.

Die Augen Yves von Mauléon verließen das junge Mädchen nicht mehr, die der Reiz der Musik sanft einwiegte, ohne sie ihren Träumereien zu entziehen. Es war leicht zu erkennen, daß das Leben in dieser gebrechlichen Hülle nur noch schwach war; daß die äußeren Gegenstände ihre Sinne wenig mehr be-

rührten und daß sie nur noch durch einen Gedanken lebte, den sie Niemand mittheilen konnte, oder wollte.

Yves dachte: „Wenn Gabriele mich so geliebt hätte!“

Und es drang auch nicht ein Schatten der ihn umgebenden Albernheiten in seine Seele ein! ...

Weil er, seit seiner Verheirathung, nur wahre Empfindungen, richtige Urtheile ... und natürliche Handlungsweise in seiner Umgebung gefunden hatte, begriff er nicht mehr die Ausgelassenheit seiner Freunde. Am Schluß des Aktes wollte er die Loge verlassen, sie hielten ihn zurück.

„Aber seht doch,“ sagte der Eine, „diese Ehemannsmiene! sorgenvoll und gelangweilt! So kehren sie alle zu uns zurück.“

„Bah! es ist besser, lustig als ernsthaft zu leben,“ sagte ein Anderer. „Wenn man vernünftig wird, amusirt man sich bei uns nicht mehr, und sich amusiren ist doch Alles ...“ fügte er mit der gelangweiltesten Miene von der Welt hinzu. „Die Zeit tödten,“ sagte er nach einigem Schweigen gähnend, „das ist die große Aufgabe. Ich bin überzeugt, daß die größten Staatsumwälzungen dadurch entstanden sind! ... und seht, hat wohl Napoleon etwas Anderes gethan, als sich damit zu amusiren, daß er über alle Anderen wegkletterte, um sich von dem Drucke der Zeit zu befreien, die auf ihm lastete? Vielleicht hat er sich niemals Rechenschaft

über diesen Grund gegeben ... aber ich wette, es war nur das, was ihn durch alle Länder jagte! ... Seine Manier zu reisen war Vielen unbequem; die Anwendung seiner Zeit mißfiel Andern und eine große Menge mußte sein Vergnügen sehr theuer bezahlen; aber Alle hatten einen solchen Respekt vor dem, der eine so großartige Weise sich zu amusiren erfunden hatte, daß sie, selbst wenn sie seinen Amusements zum Opfer fielen, sterbend nachriefen: „Es ist herrlich!“

„Es ist indessen nicht Allen gegönnt,“ sagte er seufzend, „sich so großartig zu amusiren, laßt uns also sehen, wie wir leichteren Kaufs dazu kommen.“

Und nach Beendigung dieser schönen Tirade schlief der Redner in einem Winkel der Loge ein.

Yves entschlüpfte seinen alten Freunden einen Augenblick vor Beendigung der Oper

Elénore hatte sich ganz dem Zauber hingegeben, den die Musik auf ihre nervöse, zarte Organisation ausübte ... Ganz mit dem, was auf dem Theater vorging, beschäftigt, hatte sie nicht ein einziges Mal ihre Blicke auf das Haus gewendet; auch hatte Yves sich so gesetzt, daß sie ihn nicht entdecken konnte. Aber als sie mitten im Gedränge die Treppe hinab stieg, der Frau von Artigues, die dem General Barlemont den Arm gab und über die Grüße und Höflichkeiten ihrer Bekannten ihre Schutzbefohlene ganz vergaß, folgend, wurde sie plötzlich gezwungen, stehen zu bleiben, denn

eine gänzliche Erstarrung war die Wirkung der heftigen Bewegung, die alle andern Kräfte in ihr fesselte, als Frau von Artigues laut rief:

„Wie, Herr von Mauléon hier? Sie waren in der Oper und sind nicht in meine Loge gekommen!“

Und die glänzende Menge, wie eine gewaltige Meeresfluth sich ergießend, trennte das junge Mädchen von ihren Begleitern, sie unbeweglich an die kalte Mauer gelehnt zurücklassend. Als Alle vorübergegangen waren, folgte sie, über ihre Verlassenheit instinktmäßig erschrocken, dieser unzählbaren Menge, in der Niemand sich um sie bekümmerte, und unter dem Peristyle in eine Gruppe gerathend, die nach dem Boulevard zu wogte, ließ sie sich mechanisch mit fortziehen, bis auch diese sich nach allen Richtungen hin zertheilte, und sie, zu ihrem Schrecken, sich nun mitten in der Straße allein sah. Ihre erste Bewegung war, nach dem Theater zurückzukehren, dessen Erleuchtung und die Bewegung vor demselben ihre Aufmerksamkeit fesselten. Ihre kleinen mit Atlasschuhen bekleideten Füße und ihre mit Furcht gemischte Zerstreutheit machten ihren Gang ungleich und unsicher. Unter dem Peristyle wieder angelangt, war sie plötzlich, ohne es zu wissen, mitten in einem Haufen junger Leute, die mit ihren mehr oder weniger wohlwollenden Beobachtungen die Besucher und besonders Besucherinnen der Oper bis zu ihren Equipagen zu verfolgen pflegen. Es waren die Freunde Yves von

Mauléons ... Ihr spöttisches Lachen, ihre unschickliche, beleidigende Aufmerksamkeit, ihre sonderbaren Ausdrücke empfingen sie.

„Es ist das vor Liebe toll gewordene junge Mädchen!“ rief Einer von ihnen.

„Sagte ich nicht, daß sie auf uns rechnete, um getröstet zu werden!“ entgegnete ein Anderer.

Und sie wollten ihre zitternden Hände ergreifen.

„Meine Herren!“ sagte mit starker, drohender Stimme Yves von Mauléon, der herbeieilte.

Und auf dieses Wort entfernten sich Alle ehrfurchtsvoll, so viel Gewalt verlieh die tiefe Bewegung seiner Seele der schon an sich imponirenden Stimme! ... Das erschrockene junge Mädchen erholte sich und näherte sich ihm unwillkürlich, in dem Augenblicke, wo sie fühlte, daß sie wankte und die Besinnung verlor.

Yves führte sie in seinen Armen fort, zögerte jedoch etwas, ehe er sie in seinen Wagen hob, der soeben herankam; aber wohin sollte er, mit einem ohnmächtigen Mädchen, mitten in einer von Menschen, Pferden und Wagen angefüllten Straße, die von allen Seiten und in jedem Augenblicke Gefahr drohete?

Der Fußtritt war herabgelassen, er setzte sie in den Fond des Wagens, sich auf den Rücksitz und bezeichnete dem Kutscher die Wohnung der Frau von Savigny.

Elénore öffnete die Augen, sah Yves von Mau-

léon, der ihre Hände hielt und sie mit lebhafter Theilnahme betrachtete; sie wußte nicht, wo sie war, wohin sie fuhr! Sie sah nur ihn, den sie liebte!

Elénore hatte seit dem Abende, wo der Schmerz ihr in Gegenwart der Frau von Savigny ihr Geheimniß entriß, Yves nicht wiedergesehen, als in dem Augenblicke, wo er sich auf immer mit einer Andern verband.

Tag und Nacht hatte sie nur sein Bild — aber kalt und gleichgiltig gegen sie, vor Augen gehabt! Diese immer gegenwärtige Erscheinung stellte sich zwischen sie und die ganze übrige Welt! Immer sah sie dieses Gesicht, aber immer drückte es eine Verachtung aus, von der sie sich tödtlich berührt fühlte. Jetzt war er selbst da — drückte Freundschaft, Zärtlichkeit, Schmerz aus...

Yves sah, wie sie sich erst erholte ... dann erstaunte ... dann sich von Neuem beunruhigte.

„Verzeihung!“ sagte er, ihre kalten, erstarrten Hände in den seinigen wärmend, „Verzeihung!“

Und sich den Eingebungen seines von Natur rechtschaffenen und guten Gemüthes hingebend, rief er aus:

„O, es ist schrecklich! Dieses junge Mädchen, so ohne Besinnung, ohne Zukunft, ohne Glück! Ein leidender Engel! ... O, mein Gott ...!“

Und er klagte sich selbst an, zürnte über sich selbst;

dann, ohne eigentlich zu wissen, ob und bis zu welchem Grade diese Vernunft zerrüttet war, redete er mit ihr, fragte sie aus, und dann zu den Füßen dieses besinnungslosen Mädchens sinkend, richtete er Bitten, Beschwörungen an sie, die sie nicht verstand.

Elénore kehrte langsam von ihrer Apathie zurück, sah Yves mit leichter Ueberraschung an; ihre erwärmten Hände berührten sein Haar und sein Gesicht, beunruhigt und zögernd, um sich zu überzeugen, daß es nicht ihre gewöhnliche Vision sei; dann mit Erstaunen diese zärtliche, mitleidige Miene betrachtend, schweigend und aufmerksam seine immer noch schmeichelnd wie zu einem Kinde ausgesprochenen Worte anhörend, strahlte der himmlische Abglanz einer unaussprechlichen Freude aus ihren Augen, und sie rief entzückt:

„Aber es ist ja Er! Er!“ und ihre Arme umschlossen den Hals des jungen Mannes, wie um eine Erscheinung fest zu halten, von der sie jeden Augenblick fürchten mußte, daß sie verschwinden würde! Sie hatte Alles, außer ihre Liebe, vergessen.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen in dem Hofe des Hotels der Frau von Savigny.

Während Yves Elénoren aussteigen half, kam Frau von Savigny bis an die Freitreppe, mit Ausrufungen der Verwunderung und Freude, rief Frau von Artigues, um sie zu beruhigen, und heuchelte eine

große Unruhe, um einigen bei ihr versammelten Personen einen großen Begriff von ihrer aufopfernden Freundschaft beizubringen.

Yves wurde gezwungen, bei ihr einzutreten... und mit ironischem Lächeln, das nur Er sehen durfte, empfangen! ... Elénore schien aus einem Traume zu erwachen, und wenn nicht Alle, die gegenwärtig waren, durch Frau von Savigny von Elénorens durch die Krankheit hervorgebrachtem Geisteszustande unterrichtet gewesen wären, so würde ihnen der Ausdruck ihrer Physiognomie, sowie die verschiedenen Bewegungen, die dasselbe nach und nach zeigte, sehr sonderbar vorgekommen sein.

Der Anblick ihres Geliebten hatte eine plötzliche Umwälzung in ihrem Innern hervorgebracht! Das immerwährende Leiden, welches die ihr beständig vor Augen schwebende Vision veranlaßte, war der Wirklichkeit gewichen, und während man ihr so trauriges Schicksal beklagte, ahnte man nicht ihr ganzes Unglück... Sie hatte ihre Vernunft wieder erhalten!

Als man sich trennte, hatte Yves alle Wünsche der Frau von Savigny errathen und es sich zur Pflicht gemacht, über Elénore zu wachen, deren Glück und Leben auf's Spiel zu setzen Frau von Savigny bereit zu sein schien.

Als Elénore ihr Zimmer wieder betrat, erinnerte Nichts mehr an ihn, an den stumpfen Geisteszustand,

in dem sie es verlassen hatte. Durch die Verzweiflung belebt und wieder in den Besitz ihrer Geisteskräfte gesetzt, hatte sie plötzlich durchschaut, daß Frau von Savigny sich ihrer bedienen wollte, um ein Glück zu stören, das ihrer Rache unerträglich war; zugleich hatte sie aber auch empfunden, daß sie wohl dem Hasse, aber nicht der Liebe würde widerstehen können.

Ihr Entschluß war sogleich gefaßt. Sie zog den Ring, den Gabriele ihr als Erinnerung an Stunden des Vertrauens, der Freundschaft und der Hoffnung gegeben hatte, weinend von ihrem Finger ... dann wickelte sie ihn in Papier, adressirte es an Gabriele und beauftragte ein Kammermädchen, es am folgenden Morgen zu besorgen ... Als sie darauf ganz allein war, besorgte sie mit der kleinlichsten, genauesten Sorgfalt in größter Ruhe sehr einfache Kleider, die sie vor ihr Bett legte, und versuchte, da es schon drei Uhr Morgens war, etwas zu ruhen. Die Aufregung, die ihr schon lange Zeit den Schlummer geraubt hatte, war besänftigt; sie schlief fest bis sieben Uhr, stand auf und kleidete sich allein an. Sie zog ein braunes Kleid an, setzte einen schwarzen Hut auf, nahm einen dunkeln Mantel um, steckte etwas Geld ein und, den Augenblick wahrnehmend, wo es Niemand bemerken konnte, verließ sie das Hotel der Frau von Savigny an einem kalten, trüben Morgen.

Am Quai angelangt, wunderte sich Elénore, so

viel Menschen zu sehen. Der Straßen und ihres täglichen Geräusches wenig gewohnt, hatte sie auf eine vollständige Verödung derselben gerechnet, zu dieser Stunde, wo von ihren gewöhnlichen Umgebungen noch Niemand aufgestanden zu sein pflegte, sie zögerte... dann rief sie einen vorbeifahrenden Fiaker an und bestellte ihn, sie nach Sèvres zu fahren.

Dahin hatte sie mit Frau von Savigny einst eine Wasserpartie gemacht... Die Ruhe und Kaltblütigkeit, die seit dem gestrigen Abende in ihrem Herzen eingekehrt waren, verließen sie nicht einen Augenblick. Während des Weges sagte sie langsam alle die kleinen Gebete her, die sie wußte... als der Wagen hielt, athmete sie auf, wie Jemand, der nach einer langen, beschwerlichen Reise das bestimmte Ziel erreicht hat... und leicht, ohne sich einmal des Fußtrittes zu bedienen, aus dem Wagen springend, fühlte sie sich plötzlich von einem beschützenden Arme umfaßt. Er half ihr über einen Graben, der den Weg begrenzte, öffnete ihr die Thür einer hinter demselben befindlichen Mauer und ließ sie erst, als keiner der Vorübergehenden sie mehr sehen konnte, in dem eleganten Garten eines allerliebsten unbewohnt scheinenden Häuschens sich niedersetzen.

Entsetzt, bestürzt, konnte Elénore nur ausrufen: „Yves von Mauléon!“ Er war es wirklich.

Yves hatte sich nicht zu Bett gelegt; unruhig über Elénore, hatte er einige Zeilen geschrieben, in de=

nen er sie bat, selbst über ihre Sicherheit zu wachen und einen andern Zufluchtsort, als das Haus der Frau von Savigny, zu wählen; alsdann, fürchtend, dieser unschuldige Brief könne dem jungen Mädchen auf irgend eine Weise nachtheilig werden, beschloß er, selbst sie zu bewachen. Durch eine schlaflose Nacht erschöpft, Bewegung wünschend, um seinen Gedanken zu entfliehen, war er mit dem frühesten Morgen ausgegangen, und Nichts war seinem Erstaunen zu vergleichen, als er Elénore allein und zu Fuß in dieser Stunde auf der Straße erkannte. Er folgte ihr, und als sie in den Wagen stieg, warf er sich in ein Cabriolet und verließ nicht den von ihr bezeichneten Weg.

Diese Fahrt, der Ort, die Stunde... Alles erweckte einen unglücklichen Plan in ihm, dessen Ausführung er hätte verhindern sollen und müssen; und als der Wagen hielt, hatte er, nur den Eingebungen des Augenblicks folgend, an die Zukunft nicht denkend, das hilflose Mädchen in seine Arme genommen und sie in ein Haus gebracht, das ihm bekannt war; und da, allein mit ihr, folgte er dem augenblicklichen Zuge seines Herzens. Er führte sie, die zu betäubt war, um den geringsten Widerstand zu leisten, in einen kleinen Salon im Erdgeschoß und sagte zu ihr:

„Sie antworten nicht, Elénore? Sie wagen die grausame Absicht, in der Sie hierher kamen, nicht zu leugnen! Was, so jung und schön, wollten Sie dem

Leben entsagen? Solche Gewissensbisse, solche Verzweiflung wollten Sie veranlassen! O, es ist fürchterlich!“

Und Yves konnte die Thränen nicht zurückhalten, indem er dieses schwache, reizende Wesen betrachtete, das ihn zärtlich ansah und zu ihm sagte:

„Was soll ich noch in der Welt? Was habe ich zu hoffen, zu erwarten? Wer denkt an mich armes Mädchen ohne Eltern, ohne Verwandte ... ohne Freunde! Betrogen von der Freundschaft, wie von der Liebe!... Nichts vor mir sehend, als eine lange Reihe unglücklicher Tage!... Ist es nicht viel besser, zu sterben? Es wird nicht einmal Jemand sagen: „Sie ist nicht mehr!“ Wer weiß denn, ob ich lebe, ob ich leide, ob ich in jedem Augenblicke sterbe?“

Diese Worte wurden nicht ganz zusammenhängend gesprochen, aber unaufhörlich unterbrochen durch die tröstendsten Worte, die Yves einfielen; und als ihm die Worte fehlten, als der tiefe Schmerz Elénorens alle Worte zu übersteigen schien, küßte er ihre zarten Hände und drückte sie an sein Herz. Noch waren es nur die unschuldigen Liebkosungen, die man einem Kinde macht, um seine leichten Schmerzen zu stillen. Aber Elénore war schön und leidenschaftlich; Yves war sechsundzwanzig Jahre alt; eine lebhafte Bewegung hatte sie Beide ergriffen... und sie waren allein!

Unterdessen hatte Gabriele Elénore's Ring erhal-

ten; erschreckt und beunruhigt, hatte sie geeilt, sie aufzusuchen; sie kam an, als ihre Flucht das ganze Haus in Bewegung setzte, und ging allein die Straße hinauf, wo mehrere Fragen bei den Kaufleuten sie auf die Spur der Entflohenen leiteten; sie kam bis zum Quai. Dort erfuhr sie, daß Elénore ganz laut den Ort genannt hatte, wo sie hinfahren wollte. Gabriele, bestürzt und außer sich, ließ sich denselben Weg fahren; ihre Nachforschungen führten sie endlich bis zu dem ihr bekannten Hause, in welchem Elénore war. In den letzten Tagen vor ihrer Hochzeit hatte Yves davon gesprochen, daß er es miethen wolle, um seiner Großmutter ganz nahe bei Paris einen Aufenthaltsort zu sichern, wo auch sie Beide zuweilen die Freuden des Landlebens würden genießen können, ohne sich von der Stadt zu entfernen.

Einer seiner abwesenden Freunde war der Besitzer desselben und wollte es verkaufen; Yves war oft dort gewesen, und die Leute, die das Haus verwalteten, kannten ihn.

Gabriele erfuhr von ihnen, als sie ankam, daß er seit dem frühen Morgen da sei, und zwar mit einer jungen Dame, die sie so genau beschrieben, daß darüber, daß es Elénore war, kein Zweifel blieb. Als nun Gabriele sich bemüht hatte, ihrem Kommen eine scheinbar sehr einfache Ursache unterzuschieben, stieg sie traurig wieder in ihren Wagen und dachte, daß ihre

so geliebte Freundin wohl aus andern Gründen, als den sie so sehr beängstigenden, die sie bei dem Empfange befürchtete, ihren Ring zurückgeschickt haben müsse.

Ganz ihren traurigen Betrachtungen hingegeben, bemerkte sie kaum die Gegenstände, an denen sie vorüberkam; nur schien es ihr einmal, als habe ein tiefer, durchdringender Blick aus einem von Paris kommenden und sich mit dem ihrigen kreuzenden Cabriolet sie getroffen, als habe ein leichter Schrei der Ueberraschung diesen Blick begleitet. Da aber die Wagen mit Blitzesschnelle an einander vorübereilten, so war sie sehr ungewiß, ob sie sich nicht geirrt habe, als sie in dem Vorüberfahrenden Herrn Simon zu erkennen glaubte.

Als sie zurückkehrend überlegte, wie sie, von Frau von Fontenoy-Mareuil befragt, derselben ihre frühe Spazierfahrt erklären könne, wurde ihr gesagt, daß ihre Mutter, seit einer Stunde von ihrer Reise zurückgekehrt, sie bitten lasse, sogleich zu ihr zu kommen. Nachdem sie eine Kammerfrau beauftragt hatte, die Marquise hiervon in Kenntniß zu setzen, begab Gabriele sich zu ihrer Mutter, bei der sie Georg Rémond fand.

Die gute Madame Rémond war im Anfange so entzückt, ihre Tochter wiederzusehen, daß sie derselben ihre Freude nur durch lebhafte Liebkosungen zu erkennen gab.

„Aber,“ rief sie dann, „wie viel mußt Du mir

zu sagen haben! ... und laß doch sehen, wie Dir der Ehestand bekommt...!"

Ihre Tochter zum Fenster führend, betrachtete sie dieselbe aufmerksam.

„Es muß wohl von der Kälte des Morgens kommen," fuhr sie fort; „Du hast in diesem Augenblicke nicht die schönen Farben, die Du bis zu meiner Abreise hattest. Es ist wahr, die Kälte ist eisig, ich fühle mich selbst ganz krank davon nach meiner Reise; und sieh, Deine Augen sind davon ganz roth, als hättest Du geweint...!" Das Herz der guten Mutter beunruhigte sich. „Kind, Du hast doch keinen Kummer?"

Gabriele zwang sich, lächelnd zu sagen: „Nein, Mütterchen!" Georgs Augen blickten ungläubig.

„Nun, wirklich!" fuhr Madame Rémond fort, „giebt man dem Schwiegersohne darum zwei Millionen, daß die Tochter weinen soll? Erzähle mir Alles, ich will Alles wissen! Ist dieser schöne Ehemann auch recht verliebt?"

Gabriele näherte sich lebhaft dem Feuer und brachte mit so großer Sorgfalt das etwas in Unordnung gekommene Holz in Ordnung, daß sie die Frage ihrer Mutter nicht gehört zu haben schien.

Madame Rémond ließ es sich indessen nicht verdrießen, ihre Frage zu wiederholen.

Gabriele wendete sich zu ihrer Mutter, das Feuer hatte ihre Wangen geröthet.

Madame Rémond sagte lachend: „Nun, da bist Du ja roth wie eine Kirsche — So sind nun die jungen Frauen, Alles verschüchtert sie, ich kann Dir indessen nichts Unschickliches sagen. Ist es vielleicht, weil Dein Cousin Georg da ist? ... aber ein Verwandter, ein Cousin, in dessen Gegenwart kann man über Alles reden, kann man, dächte ich, sehr wohl seine Tochter fragen: ob der Mann, den man für sie gewählt hat, sie so liebt, wie er sie wenigstens im Anfange lieben muß und hoffentlich bis zu Ende lieben wird."

Gabriele lächelte ihrer Mutter zu, ohne zu antworten.

„Nun, es scheint ja, daß Du zufrieden bist ..." fuhr Madame Rémond fort. „Aber hast Du schon die Manieren dieser Prinzessinnen des Faubourg St. Germain angenommen, die nur mit kaum geöffneten Lippen reden und sich keine freie, ungezwungene Bewegung erlauben? Sieh, ich weiß nicht, ob diese Manieren das sind, was man feine Lebensart nennt, aber ich finde sie sehr komisch ... wirklich! Deine Verheirathung glich mehr einer Beerdigung, als einer Hochzeit; nicht ein einziges Späßchen! und als ich mir einen Scherz erlaubte, der doch durchaus nicht unanständig war, schnitt Dein Herr Gemahl ein Gesicht! ... Geh mir — ich habe es wohl gesehen! ... und daß ich Paris in dieser schlechen Jahreszeit verließ,

daß ich auf's Land ging, wo ich mich, glaube ich, erkältet habe, geschah, die Wahrheit zu sagen, um nicht bei diesen ersten Tagen, die mir das Herz zernagt haben würden, gegenwärtig zu sein, um nicht zu dieser Marquise, Deiner Schwiegermutter, gehen zu müssen, denn Deine Schwiegermutter ist sie, meine Tochter, so vornehm sie auch ist; ich wollte nicht in diesem traurigen Hause sein, wo bei einem Besuche Einer sich vor dem Andern zu fürchten scheint, wo man leise spricht, als läge ein Sterbender im Hause, wo man in dem Bemühen, seine Stimme zu dämpfen, seine Bewegungen zu mäßigen, seine Worte zurückzuhalten, nicht zu lachen, nicht empfindlich zu sein, nicht zu gestikuliren, den Automaten, den Wachsfiguren oder Strohpuppen gleicht."

Gabriele sah ihre Mutter befremdet an, diese rauhen ungebildeten Manieren waren ihr schon fremd geworden. Dieses zog indessen, indem es sie anderweitig beschäftigte, die arme junge Frau etwas von den trüben Gedanken ab, die sie fast zu Boden drückten; aber ohne es zu wollen, führte Madame Rémond sie nur zu bald wieder zurück.

„Diese Reise, mein Kind," sagte sie, „ist für Dich nicht verloren gewesen, ich habe Alles besorgt, wovon wir in der letzten Zeit vor Deiner Heirath gesprochen. Ich habe die Arbeiten in Gang gebracht und Madame Remel, die sehr erfreut ist, daß Du

ihr eine Pension und in Arnouville, das ihre Welt ist, einen Wohnsitz gesichert hast, wird bei ihrer Tapezier-Arbeit, mit der sie sich ausschließlich beschäftigt, die Arbeiter beaufsichtigen. Die gute Frau! Sie hat Alles, was Du hinsichtlich der dort zu treffenden Einrichtungen schriebst, sehr gut verstanden und wenn Du im Frühjahr mit Deinem Manne hinkommst, werdet Ihr, um Eurer Liebe in der Einsamkeit zu leben, den köstlichsten Ort von der Welt in Arnouville finden."

Georg bedeckte seine Stirn mit der Hand.

„Die Gallerie wird neu gemalt, vergoldet und die Gemälde werden aufgefrischt! Denke Dir, unter den Portraits sind Viele, die Deinem Manne gleichen: eben das stolze Gesicht, denn stolz sieht er aus, obgleich sehr liebenswürdig, wenn er Dir zulächelt. Ach! er ist ein Mann, Kind, der allen Frauen die Köpfe verdrehen könnte! ... Hüte Dich! ich sage Dir das, ich, die das Leben kennt! ... und ich rathe Dir, wohl darauf zu achten, daß er Dir nicht geraubt wird ... denn unter uns gesagt, (es ist meine Pflicht, daß ich als Mutter Dich mit den Gefahren bekannt mache, die Dir Dein Glück bedrohen könnten); unter denen, die zur sogenannten großen Welt gehören, ist es eben nicht erforderlich, daß die Männer sich der Treue in der Ehe befleißigen. Es ist nicht wie bei unseres Gleichen; wenn ich sage, unseres Gleichen, so bezieht

sich das auf unsere früheren Verhältnisse. Jetzt gehören wir nicht mehr zu der Klasse, wo die Männer den ganzen Tag arbeiten und ihr einziges Vergnügen darin finden, Abends zu ihren Frauen zurückzukehren und ihre Kinder zu küssen; so ist es nicht mehr mit uns! ... Uebrigens, mein Kind, kommt in dieser Hinsicht viel auf Dich an; im Anfange sind die Männer immer liebenswürdig: hierbei muß man sie zu erhalten suchen, hierauf beruht Alles! Der Anfang entscheidet über die Zukunft. Frage nur Deinen Cousin!"

Georg blieb unbeweglich, Gabriele beobachtend, die seine Blicke zu vermeiden suchte.

Sie hatte sich gegen das Licht gesetzt, so daß ihr Gesicht im Schatten war, dann hatte sie auch alle Augenblicke etwas von einem kleinen Tische zu nehmen, der hinter ihr stand, und auf diese Weise konnten sowohl Madame Rémond als Georg nie ihr ganzes Gesicht sehen. Die junge Frau fühlte, daß die Worte ihrer Mutter gerade die schmerzlichsten Wunden ihres Herzens berührten und fürchtete, daß ihrer Anstrengung ungeachtet die Wirkung dieser verletzenden Berührungen auf ihrem Gesichte sich zeigen möchten. Aber sie sah ein, daß sie sich entschließen müsse, entweder ihre Lage freimüthig zu gestehen, oder ihre Mutter vollständig zu betrügen; und ihr richtiges schnelles Urtheil sagte ihr, welche traurige Folgen ein so unumschränktes Vertrauen haben müsse. Sie glaubte sich durch

die Bewegungsgründe entschuldigt, die sie vermochten, ihrer Mutter eine für sie Alle so traurige Wahrheit vorzuenthalten.

Als Madame Rémond hinzufügte:

„Was ist Dir ... daß Du so still und traurig auf einer Stelle sitzen kannst, Du, die sich nicht fünf Minuten ruhig erhalten konnte?“

Gabriele stand lebhaft auf und sich auf ihre früheren, noch vor Kurzem ihr ganz eigenthümlichen Kindereien besinnend, um ihre Mutter zu beruhigen, hüpfte sie derselben leicht auf die Kniee, und lachend und liebkosend, brachte sie, nach und nach sich wieder daran erinnernd, alle die unschuldigen Spielereien und die Worte ohne Zusammenhang, die sie sonst, ohne etwas dabei zu denken, gesagt hatte, wieder zum Vorschein.

„So ist es Recht!“ sagte endlich Madame Rémond voll Freude, „so bist Du, wie ich Dich gern habe! Du bist zufrieden, nicht wahr? Dein Mann ist liebenswürdig und gut gegen Dich?“

„Ja, Mama.“

„Deine Schwiegermutter langweilt Dich nicht zu sehr?“

„Nein, Mütterchen.“

„Du hast Alles, was Du Dir wünschest?“

Sie umarmte ihre Mutter und ihr Kuß erstickte etwas die beiden Worte:

„Ja, Mama.“

„Nun wohl! dann sei auch fröhlich wie sonst! Ich fing schon an mich zu beunruhigen; ich fühle mich ganz krank davon ... und dann die Kälte unterwegens ...“

Nun war die Reihe, sich zu beunruhigen, an Gabrielen; Madame Rémond schien sich sehr unwohl zu befinden, sie ging sogar in ihr Zimmer und ließ ihre Tochter und Georg allein im Salon.

Die junge Frau athmete leichter, und den lebhaften Schmerz, der sie folterte, nicht mehr beherrschend, ließ sie den lange zurückgehaltenen, brennenden Thränen freien Lauf, die ihr Gesicht überströmten; sie vergaß, daß sie nicht allein war.

„Gabriele!“ sagte Georg mit weicher Stimme.

Sie erhob sich, wie mitten aus einem Traume erwachend, sah ihren Cousin an und sagte:

„Georg ... sagen Sie nie und Niemand, daß Sie mich haben weinen sehen.“

„Ich wußte schon,“ erwiderte er, „daß Sie nicht glücklich waren.“

Sie schien überrascht durch diese Worte.

„Diese unglückliche Heirath!“ fuhr er fort. „Ach! warum höhlte das Vermögen eine traurige Kluft zwischen uns aus? Warum gewann ... ein Anderer ... ein Anderer ein solches Glück, dessen er nicht würdig ist ...“

„Georg!“ sagte die junge Frau mit ruhiger

Würde ... „Sie täuschen sich vielleicht über die Ursache meiner Thränen, ich klage Niemand an! ... ich habe Niemand Vorwürfe zu machen! und ... ohne Zweifel ... ist das Leben anders, wie ich es mir gedacht hatte! ... Es ist oft schwer und zuweilen grausam ... aber Einer kann unglücklich sein, ohne daß der Andere schuldig ist.“

„Ach!“ rief Georg, „es wird Ihnen nicht gelingen, mich zu täuschen; aber ich werde Ihre Geheimnisse ehren, wie ich auch ... diese Tugend ehre ... die ich bewundere ... Gabriele, sehen Sie immer nur einen Bruder, einen Freund in mir! ... Wenn auch andere Empfindungen im Grunde meines Herzens sind ... ich werde sie verschweigen, Ihnen nur eine heilige Freundschaft zeigen ... die Sie vielleicht trösten wird ... oder wenigstens werde ich mit Ihnen weinen! Das Herz bedarf Liebe, der Geist Mittheilung, und Sie sind allein! ... Sie haben es gesagt und ich sehe es, Sie verschließen Alles in Ihr Herz! ... Wenn Ihnen ein Wort entschlüpft, das Sie schnell zurücknehmen, so ist das nur ein Ueberfließen des zurückgehaltenen Schmerzes! ... Gabriele! um Ihretwillen, die Sie Niemand lieben, um meinetwillen, der ich nur Sie liebe ... nehmen Sie meine Freundschaft an! ...“

Gabriele nahm seine ihr dargebotene Hand, und sagte, eine Thräne trocknend, innig bewegt:

„Georg ... Sie sind mein Verwandter ... mein Freund ... und wenn Sie immer um mich sein könnten, würde Ihr gutes Herz, Ihr vortrefflicher Geist, Ihre Kenntniß meines Lebens, das ich kaum zu begreifen anfange ... das Bedürfniß, mich anzuschließen, das ich sehr wohl empfinde, mir Ihre Freundschaft zu einem unschätzbaren Gute machen, ... aber ... Georg ... Sie sind jung und ich ... bin siebzehn Jahre alt! ... ich kenne die Ansichten der Welt, welche, die Wahrheit zu sagen, auch die der einfachen Dorfbewohner sind, hinreichend, um zu wissen, daß eine junge Frau und ein junger Mann sehr streng beurtheilt werden würden, wenn man sie viel zusammen — einander oft aufsuchen sähe. Es giebt Freuden, die ganz unschuldig sind, die man sich aber dennoch nicht erlauben darf, weil sie leicht für nicht unschuldig gehalten werden könnten! Georg! es ist traurig, aber ... so lange ich allein hier bin ... kommen Sie selten; es muß sein! Künftig, wenn die Umstände sich geändert haben, wenn die Vernunft uns leitet und die Gerechtigkeit uns beurtheilt, dann finden Sie mich als Ihre Freundin, als Ihre Schwester wieder! Leben Sie wohl!“

Nachdem sie diese Worte mit einer Stimme gesagt hatte, deren Beben bewies, daß sie ihr selbst Schmerz machten, verließ Gabriele den Salon und

ging zu ihrer Mutter. Das züchtige Mädchen erfüllte alle Pflichten einer Frau, ohne je das Glück derselben genossen zu haben und ohne sich diese Pflichterfüllung als Tugend oder Opfer anzurechnen.

Madame Rémond befand sich so unwohl, daß sie sich zu Bett legen mußte. Gabriele schrieb der Marquise, daß sie bei ihrer kranken Mutter bleiben werde. So verging der noch übrige Tag und die Nacht.

Ein heftiges Fieber hatte Madame Rémond befallen; ihre Tochter pflegte sie und wachte bei ihr. Gegen zwei Uhr Morgens sank die Kranke in einen tiefen Schlummer und da Gabriele das Mädchen, welches mit ihr wachte, sich hatte schlafen legen lassen, befand sie sich endlich mit ihren Gedanken allein.

Allein, wie sie es immer bleiben sollte! Die Freundschaft, die über alle Leiden tröstet, die Liebe, die dem Leben Reiz giebt, Alles fehlte ihr! Gabriele nahm eine kleine in blauen Sammet gebundene Schreibtafel (ein Hochzeitsgeschenk der Marquise), in welcher Yves Portrait sich befand, sie sah lange die edlen Züge dieses schönen Gesichts an und schluchzte dann:

„Bei einer Andern! Alles ist aus! ...“ und ihre Hand zeichnete die Worte, die sie dachte, auf das Pergament der Schreibtafel: „Ach! wenn er mich geliebt hätte! Der Himmel hat mich also dieses Glückes nicht gewürdigt! ... und dennoch! ...“

Unwillkürlich verfolgten ihre Gedanken sie nach dem einsamen Häuschen, wo Elénore Yves wiedergefunden hatte, wo diese Beiden, ihr Gatte und ihre einzige Freundin, zusammen sie vergaßen! ... Sie stand auf, ging rasch umher, nahm ein Buch ... versuchte zu lesen und fiel in denselben Ideegang zurück: Yves bei Elénore! Der armen jungen Frau wurde keine Qual geschenkt; sie litt jetzt die schrecklichste von allen, die der Eifersucht.

Die ganze Nacht verging, ohne daß sie eine Ruhe suchte, die sie floh. Als der Tag anbrach, hatten die Anstrengungen, der Schmerz, die Unruhe und Aufregung sie in eine Art Taumel versetzt. Sie erhielt ein Billet von der Marquise, die um Nachricht von ihrem und ihrer Mutter Befinden bat und sie fragte, ob Yves bei ihr sei, weil er den Abend nicht nach Hause gekommen sei und die beiden letzten Nächte nicht im Hotel geschlafen habe.

Gabriele nahm alle ihre Geistesgegenwart und all ihren Muth zusammen, um folgende wenige Worte zu antworten:

„Beunruhigen Sie sich nicht, gnädige Frau, dem Herrn von Mauléon ist nichts Unangenehmes zugestoßen. Ich weiß, daß er auf dem Lande sehr nahe bei Paris ist, Sie werden ihn gewiß bald wiedersehen. Die Gesundheit meiner Mutter beunruhigt mich so

sehr, daß ich nicht wage, sie zu verlassen; verzeihen Sie also, daß ich Sie allein lasse, und seien Sie der innigsten Verehrung derer versichert, die stolz ist, sich nennen zu dürfen

„Ihre Tochter

„Gabriele.“

Aber als dies Billet abgeschickt war, vergrößerte und nährte die Abwesenheit Yves, sein Vergessen alles Anderen um Elénore's willen, ihre Seelenangst und Eifersucht. Ihre Gedanken wichen nicht mehr von dem wohlbekannten Hause; sie versetzte sich in den Salon, in dem sie einst mit ihm und der Marquise gewesen war; sie suchte ihn darin, fand ihn an Elénorens Seite. Sie erfand Worte der Liebe, die sie niemals gehört hatte; sie legte sie ihm in den Mund; sie hörte seine wehklagende Stimme, deren sanfte Gewalt hinreißend entzückte, und diese Stimme sagte Worte der Liebe zu einer Anderen! ... Yves Gesicht stellte sich ihr dar mit dem so schönen, ernsten und aufrichtigen Ausdrucke, den ein Lächeln so anmuthig machen, der so zärtlich blicken konnte. Die Eifersucht, diese Leidenschaft, die Wahnsinn, ja selbst Verbrechen veranlassen kann, nahm in dem unschuldigen Herzen der jungen Frau einen zärtlichen, nicht heftigen Charakter an; sie empfand mehr Schmerz als Zorn. Es war ihr Herz, was litt,

nicht ihr Stolz; aber was sie litt — wie tief betrübt sie war, allein, am Lager einer Kranken, deren Tod sie in noch größere Verzweiflung stürzen konnte, das ging über allen Ausdruck. Und was that er? wie lebte er unterdessen?

Viertes Kapitel.

Herr Simon.

Yves war bei Elénore, hingerissen von dieser Leidenschaft des jungen Mädchens, die sich bis dahin nur schweigend geäußert hatte. Er sah dieses leidende Wesen, das den Tod gewählt hatte, um Vorwürfen, die er verschuldet hatte, zu entgehen und er überließ sich den Eingebungen des Augenblicks, die Vergangenheit vergessend und an die Zukunft nicht denkend.

Elénore sagte:

„Ja, ich wollte sterben, ich, die ich Niemandem angehöre, die ich Niemanden auf der Welt habe, der mich liebt und um mich weinen würde. Aber ich war wahnsinnig und mit dem Glücke kehrt meine Vernunft zurück. Meine Verlassenheit ist ja Freiheit; seit ich nicht mehr die feindseligen Blicke sehe, die mich verfolgten, seit ich hier bin, wo mir ist, als könne die Welt hier nicht eindringen, um meinen Frieden zu stören, als

könne mich Niemand dieser Einsamkeit entreißen, fühle ich mich stark und glücklich. Ja, ich bin unabhängig, durch keine Verhältnisse, durch keine Rücksichten gebunden. Dieses Häuschen ist einsam, es ist zu verkaufen, mein Vermögen ist dazu mehr als hinreichend, ich werde hier bleiben, werde die schwachen Bande lösen, die weder Freundschaft noch Verwandtschaft um mich geschlungen haben. Ich werde allein hier leben, werde Niemand bei mir sehen; nur Sie werden kommen, Sie, Sie allein! ... Ihre Stimme allein werde ich hören. Immer nur Sie allein, nur Ihr Gesicht werden meine Augen künftig erblicken, es wird kein neues Leben für mich sein; denn so lebte ich, seit ich Sie kenne.“

Welcher junge Mann würde solche Reden anders als mit Liebkosungen und zärtlichen Worten beantwortet haben? Und war er nicht erzürnt gegen Gabriele? Wollte er sie nicht vergessen? Sich rächen? Yves theilte und billigte also die Pläne Elénorens ... er bewachte mit beinahe väterlicher Zärtlichkeit dieses hilflose Wesen, das seine ganze Zukunft in seine Hände gab. Er liebte Gabriele, wie eine Gewalt, die er unterwerfen wollte, Elénore wie eine Sclavin, die sich ihm unterworfen hatte.

Er hatte Alles für sie besorgt, woran das träumerische Kind nicht gedacht hatte, ein tüchtiges Feuer erwärmte das, von der Kälte des Wintermorgens er=

starrte Mädchen und hielt eine Kälte, die sie nicht fühlte, von ihr ab ... mit jeder Minute wurde Elénore interessanter, und Yves, wahren Gefühlen gegenüber der Lüge nicht fähig, Yves, der dem Vertrauen nie etwas versprochen hatte, was er nicht zu halten Willens war, sagte zu Elénoren:

„Sie also, Elénore, werden mein so trübes Dasein erhellen, denn auch mir fehlt Alles; meine Hoffnungen sind eine nach der andern verschwunden, ohne je zu gewähren, was sie versprochen hatten! Hier, bei Ihnen, werde ich all mein Glück, alle meine Freude suchen!"

Und Elénore, die kaum an die Wirklichkeit eines solchen Glückes glauben konnte, dachte nicht ein Mal daran, daß ihr dasselbe ihren Ruf und ohne Zweifel noch mehr als den rauben konnte. Ein unbeschreibliches Entzücken strahlte in ihren Augen und theilte sich dem mit, den sie liebte und für den sie Himmel und Erde vergaß.

Das Geräusch einer sich hastig öffnenden Thür und einer vor Rührung zitternden Stimme erschreckten und betäubten sie Beide zu gleicher Zeit, und sie sahen Herrn Simon in den Salon eintreten.

„So war es denn wahr," rief der Greis, „so war es wahr! Ach! dieser schreckliche Schmerz noch, zu meinen vielen anderen Schmerzen!"

„Herr Simon!" sagte Yves mit stolzem Tone,

der ihm den unbescheidenen Eintritt vorwarf, „was wollen Sie hier?“

„Was ich will?“ sagte er, sich rechtfertigend, als wäre er durch diese Frage mehr betrübt als beleidigt, „was ich hier will in dem Augenblicke, wo Sie im Begriff stehen, meine Tochter zu verderben und zu entehren?“

Alle Drei blieben erstarrt und unbeweglich.

Indessen mischte sich ein Gefühl von Freude in die Ueberraschung Mauléons und er begriff selbst kaum, warum er über das, was ihn von Elénoren trennte, nicht mehr Kummer empfand.

Elénore war ganz erstarrt vor Verwunderung.

„Mein Gott!“ rief der trostlose alte Mann, „so war es denn umsonst, daß ich mich meines Kindes beraubte; umsonst, daß ich ihr den Namen ihres Vaters vorenthielt, um sie vor Schande und Unglück zu bewahren? So soll sie nicht der Strafe des Himmels entgehen, die ich von ihrem unschuldigen Haupte abzulenken dachte, und die Vergehen der Väter fallen also mitleidslos auf die Kinder zurück?“

Elénore, durch diese Worte belehrt und gerührt, fühlte Alles, was ihr Vater fürchtete und Alles, was sie gewagt hatte; aber sie wollte den Greis diesem tiefen Schmerze entreißen.

„Mein Vater,“ sagte sie, „Ihre Tochter ist ohne

Zweifel sehr unglücklich; aber vielleicht nicht so sehr, als Sie zu fürchten scheinen!“

„Und wie geht es zu,“ rief Yves von Mauléon, durch die Ueberraschung unwillkürlich hingerissen, „wie geht es zu, daß jeder wichtige Augenblick meines Lebens durch Ihre Gegenwart bezeichnet wird? Daß ich, den kein Band mit Ihnen vereinigt, der Gegenstand Ihrer unausgesetzten Wachsamkeit bin? Ach! ich muß endlich ein Geheimniß kennen lernen, das zu erstaunlich ist, um nicht eine ganz beispiellose Begebenheit voraussetzen zu lassen.“

„Dieses unglückliche Geheimniß,“ entgegnete Simon traurig, aber etwas gefaßter, „ist das Geheimniß meines Lebens ... und ich will es Ihnen mittheilen. Sie werden sehen, daß, wenn alle Leidenschaften Zeiten des Wahnsinns haben, ihnen auch immer Gewissensqualen folgen. Die, welche mich beherrschte, war die schrecklichste von allen, sie war ohne Genuß, ohne Freuden, sie hatte immer nur bittere Schmerzen und unsägliche Qualen. Welche Reue hat sie mir gebracht, wie viel Thränen habe ich nicht vergossen; denn so unzählbar sie waren, sie haben mein Vergehen nicht aus meiner Erinnerung gelöscht, das noch durch das Unglück meiner Tochter gerächt werden soll.“

Yves war von diesem tiefen Schmerze gerührt; er wollte den Greis trösten, aber dieser sah ihn verwirrt an und fuhr fort:

„Ach! Sie sind es also! Sie, dem ich das Leben gerettet, dessen Untergang ich verhindert, dem ich eine schöne und tugendhafte Gattin gegeben habe, den ich mit Aufopferung meines Lebens vertheidigen würde. Alles Das hat Sie nicht entwaffnen, das Vergangene nicht erlöschen können. Gott und Menschen werden also niemals verzeihen. ... Und doch, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe und wer Jahre hindurch eine unvernünftige Wuth in meinem Herzen angefacht hatte, ach! Sie würden vielleicht verzeihen!“

„Reden Sie doch,“ rief Yves ungeduldig, „reden Sie! Ich lasse Sie nicht von hinnen, bis ich endlich weiß, was Sie mir schon so lange verheimlichten und was ich so oft schon zu wissen begehrte.“

„Ach!“ sagte der Greis, „Sie wollen es? ... dieses Geheimniß ... das ich umsonst zu vergessen strebte, dieses Verbrechen, das zu strafen der Himmel nicht müde wird, das die Menschen unaufhörlich rächen. Vielleicht erleichtere ich, indem ich es Ihnen bekenne, mein Herz etwas von dem Drucke, unter dem es erliegt. Sie werden mich verfluchen, werden mich vielleicht tödten. Aber mein Leben ist mir schon lange verhaßt und wer es mir nimmt, befreit mich von einer Last.“

Er hielt einige Augenblicke inne, Niemand wagte das Schweigen zu brechen, dem die Entdeckung eines so wichtigen Geheimnisses etwas Feierliches gab.

„Der Marquis von Fontenoy=Mareuil ...“ sagte endlich Simon; dann hielt er nochmals inne.

„Mein Großvater!“ rief Yves, „ich weiß schon, daß Sie ihn kannten.“

„Vierzehn Jahre lang,“ sagte Simon, „sind wir unzertrennlich gewesen.“

„Sein schrecklicher Tod richtete unsere Familie zu Grunde und stürzte meine arme Großmutter in Verzweiflung.“

„Für einen Andern war er ein noch größeres Unglück!“

„Was sagen Sie?“

„Ja, ein schreckliches Unglück, und mehr als das, eine ewige Reue!“

„O Himmel!“

„Hören Sie mich! Urtheilen und verurtheilen Sie nicht zu schnell! Aber damit Sie mich ganz verstehen, muß ich sehr weit in meinen Erinnerungen zurückgehen ... mein ganzes Leben, von Kindheit an, muß ich vor Ihnen aufrollen!“

„Reden Sie doch! ... nichts müsse mir mehr fremd sein in Ihren Handlungen, über die ich erstaune, wie in Ihren Reden, die mich erschrecken, ich will Alles wissen und auch Ihre Tochter muß erfahren, warum Sie ihr den Vater verbargen? ...“

„Ja, auch sie wird ... all mein Unglück ... er=

fahren ... auch sie ... wird ... ohne Zweifel ... mich verdammen! ..."

„O!" sagte Elénore und ihre Hand ergriff die ihres Vaters, um sie zärtlich zu drücken; „selbst das Unrecht eines Vaters ... kann der Tochter nur Thränen entlocken."

Mit trauriger, stockender Stimme begann Simon:

„Simon ist mein Taufname, den nur die kannten, die mich als glückliches Kind sahen und dann die ... welche mich später ... sehr unglücklich sahen ... In meiner Jugend, in meinen Tagen der Hoffnung, hatte ich einen anderen, den meiner Familie, den ich aufgab, aus Achtung für sie, aus Furcht für mich, ich heiße Simon Randal!"

„Randal!" rief Yves barsch aufstehend und erschrocken zurücktaumelnd, „der Lehrer, der Freund meines Großvaters ... der ... welcher ..."

„Halten Sie ein!" rief Simon; ... „ehe Sie diese schrecklichen Worte aussprechen, ehe meine Tochter erfährt, wie schuldig ich bin! Ach! lassen Sie mich Ihnen sagen ... und ihr auch ... wie viel ich gelitten habe ... Ach! ich beschwöre Sie, hören Sie mich!"

„Fahren Sie also fort!"

„Ich weiß wenig mehr von der Zeit, ehe ich nach Schloß Arnouville kam, ich war ein Kind, in einer Meierei aufgewachsen, die mein Vater bewirthschaftete und die dem alten Marquis von Fontenoy-Mareuil

gehörte. Ich war sechs Jahre alt, als es diesem einfiel, mich zum Spiel- und Schulgefährten des jungen Fernand, seines Sohnes, zu erwählen, der ungefähr von meinem Alter und mein Milchbruder war. Unsere Spiele waren wie die aller Kinder; Gleichheit und Fröhlichkeit regierte dieselben. Meine Mutter hatte mich umarmt und zu mir gesagt: Simon, vergiß nie, nachgebend gegen den „kleinen Marquis“ zu sein! So nannten Diener, wie auch Gärtner und Pächter, unter sich den jungen Fernand. Aber wo blieb bei den Vergnügungen, bei den Spielen, die wir mit einander theilten, die Erinnerung an diese flüchtige Ermahnung? Es lag eine Art Zärtlichkeit in der Sorgfalt, die ich, als der körperlich stärkere, meinem schwächeren jungen Freunde widmete. Er war ein hübscher blonder Knabe, zart und schwächlich. Diese Zartheit war Folge der zu ängstlichen Pflege, die ihm gewidmet wurde und der zu großen Fürsorge für die Gesundheit dieses einzigen, geliebten Erben. Mein Eintritt in das Schloß war der Anfang einer neuen Erziehungsmethode, die Rousseau durch seine Werke und Vicq-d'Agyr durch seine Verordnungen hervorgerufen hatten und die die Eltern meines jungen Freundes auch befolgen wollten. Nach dieser Methode erzogen, war der Knabe sich selbst überlassen in dem Park des Schlosses und rohen lärmenden Uebungen hingegeben, wegen deren hauptsächlich ich ihm zugesellt war.

„Ich erfuhr dies später. In diesem Augenblicke hatte meine Mutter in dem Anerbieten, auf immer für mich zu sorgen, nur Dankbarkeit für ihre Pflege des kleinen Fernand gesehen und, einfache Pächterin und Mutter einer zahlreichen Familie, ergriff sie freudig die Möglichkeit, einen ihrer Söhne in eine Lage versetzt zu sehen, wo derselbe höher als sie steigen und gewiß recht glücklich werden würde. Arme Mutter! ... Sie lebte lange genug, um zu sehen, wie ihr in dem Schlosse erzogenes Kind in ihre Hütte zurückkehrte, um sein Schicksal zu beweinen und zu bedauern, daß es die Hütte je verlassen hatte.

„Aber ich klage sie nicht an. Wenn ihr Wille nicht, als ich es noch nicht verstand, über meine Zukunft entschieden hätte, so würde mein Wille, sobald ich es verstand, eben so entschieden haben. Die Neigung zu einem andern Leben als meines Gleichen es führten, zu einem Leben voll Belehrung und geistiger Ausbildung, würde mich sicher bei meinen ländlichen Beschäftigungen gestört und mir dieselben verhaßt gemacht haben. Nur würde sich mein Streben auf den Wirkungskreis des verehrten Ortsvorstehers, des friedlichen Pfarrers beschränkt haben, gewiß würde das bescheidene Pfarrhaus, in welchem der Letztere studirte, träumte und betete, der einzige Zweck und das Ziel meiner ehrgeizigen Hoffnungen und Bestrebungen geworden sein, wenn der Aufenthalt auf dem Schlosse

ihnen nicht eine unbegränzte Laufbahn eröffnet hätte. —

Noch jetzt, als Greis, der mit einem Fuße im Grabe steht, noch jetzt sehe ich das Erstaunen des Abbé Dûval, des Hofmeisters des jungen Fernand, als er zum ersten Male entdeckte, daß mein Verstand den des hochgebornen Kindes, dessen Bildung ihm anvertraut war, übertraf! ... Er betrachtete mich neugierig. Wie! das weißt Du? sagte er mit verachtender Verwunderung, als ich Fernands Aufgabe hersagte. Die Kindheit hat dieselben Empfindungen des Stolzes, wie das reifere Alter; und indem ich mich seiner Ueberraschung freute, fühlte ich auch über seine Verachtung einen bittern Schmerz, dessen ich mich noch heute erinnere.

Schon war ich drei Jahre auf dem Schlosse; aber immer fingen dieselben Studien für uns Beide von Neuem an ... und damals wurde jeder meiner Tage durch strenge unfreundliche Worte des Abbé bezeichnet, während er sanft und demüthig zu dem Erben einer hohen Familie redete. Tägliche, ja stündliche Streitigkeiten ließen mich erkennen, was unsere gemeinschaftlichen Spiele mich nicht gelehrt hatten, den unermeßlichen Abstand, der mich von dem Kinde trennte, welches bis dahin nur mein Gefährte bei Spielen und Uebungen gewesen war, in denen es von mir übertroffen wurde. Die Diener, die während unserer Spiele die Aufsicht

über uns führten, sahen in mir den Sohn eines guten Pachters, den sie kannten; denn der Herr von Fontenoy-Mareuil nahm alle seine Leute aus den Bewohnern der Dörfer, die sein Schloß umgaben und deren Herr er war; und diese armen Bauern betrachteten, wenn sie Bedienten geworden waren, meinen Vater als über ihnen stehend. Er war einer ihres Gleichen, der sein Glück gemacht hatte, und sie betrachteten auch mich als höher stehend. Aber der Abbé dachte anders. Es war die dritte Hofmeisterstelle, die er bekleidete; sie sollte endlich seine Zukunft sichern; sein Geist war sehr beschränkt, sein Unterricht sehr mangelhaft und er hatte in den vornehmen Häusern, wo er schon gewesen war, zu viel Demuth gegen die Großen, zu viel Hochmuth gegen Untergeordnete angenommen. Es gehört Seelengröße dazu, um würdig neben den Mächtigen zu leben. Seine Verachtung verletzte mich, als ich noch nicht einmal wußte, was Verachtung war. Ich mußte mein Betragen gegen Fernand verändern, mußte „Herr Graf" zu ihm sagen und ehrfurchtsvoll mit dem Kinde reden, welches früher mit mir als mit seines Gleichen spielte und welches fortfuhr, mich, den armen Simon, Du zu nennen.

„Die Eltern Fernands, der Abbé und die Dienerschaft nannten meinen kleinen Gespielen nicht anders mehr als Graf und behandelten ihn mit aller seinem Stande zukommenden Berücksichtigung. Wäre

ich erst jetzt auf das Schloß gekommen, so würde ich von diesem Allen wahrscheinlich nicht unangenehm berührt worden sein; aber wir hatten drei Jahre fast in völliger Gleichheit gelebt! Fernands Vater war einer von den edlen Geistern, die aus Großmuth Ansichten annehmen, die sie verderben, sie aber, wenn sie allgemein wären, vielleicht gerettet hätten. Ein Bewunderer von Montesquieu, Freund von Rousseau und correspondirend mit Voltaire, bot er die Hand zu allen Verbesserungen. Der Himmel wollte ohne Zweifel seinen guten Willen belohnen, denn er nahm ihn gegen das Ende des Jahres 1786 von der Welt. Er hatte Gutes gehofft und zu befördern gesucht und erlebte das Böse nicht! Sein Loos war glücklich! Er war es gewesen, der dieses Leben der Gleichheit, der freien und muntern Thätigkeit für seinen Sohn angeordnet hatte. Fernand befand sich wohl dabei, denn diese drei Jahre der Freiheit machten aus dem schwachen Wesen, das nicht hätte fortleben können oder nur ein klägliches Leben geführt haben würde, einen Knaben voll Kraft und Gewandtheit. Indessen, um die Wahrheit zu sagen, sein Verstand entwickelte sich nicht mit derselben Leichtigkeit. Es fehlte ihm nicht der Verstand, aber der Fleiß. Was er im Leben wußte, hatte er errathen, aber nicht gelernt, seine Gedanken gingen immer schnell, aber niemals weit; sie waren fein, aber nicht tief. Sein Geist war so rasch und heiter, daß alle Lektionen

des Abbé von ihm mit einer Lustigkeit wiederholt wurden, über die wir Alle lachen mußten, der es oft an Vernunft fehlte, die aber doch mitunter etwas Originelles hatte, daß selbst der Ernst des Lehrers diesen Scherzen selten Stand halten konnte. Bald hatte er keinen andern Lehrer mehr als mich; der Abbé überließ mir dieses Geschäft, denn ich benutzte zu meinen Studien die Stunden, die der junge Graf bei seinen Eltern oder mit Unterricht in Künsten, Tanzen, Fechten und dergleichen, die ich nicht theilte, zubrachte. Meinem wißbegierigen Geiste stand die Bibliothek des Schlosses zu Gebot, nebst den Lehren eines Predigers, der ausgedehnte und gute Kenntnisse besaß. Ich bemühte mich, Fernand die Kenntnisse, die ich mir auf diese Weise erwarb, mitzutheilen; aber weit entfernt, daß die Jahre dieser fröhlichen Natur einigen Ernst verliehen hätten, wurde er, je größer und älter er wurde, um so unempfänglicher für ernste Gedanken und arbeitsscheuer. Er war nur ein anmuthiges, reizendes Kind! Ach! ich sehe ihn noch ... Eines Tages ... Verzeihung," sagte Simon, sich hier unterbrechend, „wenn ich mich bei Einzelnheiten aufhalte und wenn die Scenen meiner Kindheit sich meiner Phantasie so lebendig darstellen! Ach! es sind die einzigen Tage, auf die ich ohne Entsetzen meine Blicke zurückwenden kann! Gern rufe ich mir diese süßen Augenblicke zurück! ... Fernand ... ja es sei mir noch erlaubt, diesen Namen zu nennen, den ich

in diesen ersten unschuldigen Jahren mit so viel Liebe nannte und nennen hörte ... Fernand gab dem Willen seiner Mutter und seines Hofmeisters nach, als sie von mir den Respect gegen ihn, der uns trennte, verlangten. Eine unaufhörliche Beobachtung verhinderte mich, es daran fehlen zu lassen, denn für die Zeit, wo der Abbé anderweit beschäftigt war, hatten wir einen Unterpräceptor, der uns nicht einen Augenblick verließ; aber Fernand erfand ein Mittel, uns wenigstens während unserer Spaziergänge im Parke zuweilen der Sclaverei zu entziehen. Eine der Uebungen, die das Meiste zu der Entwicklung von Fernands Körperkräften beigetragen hatte, war, daß wir die höchsten Bäume erkletterten und bis in die Wipfel stiegen; im Anfange hatte ich die größte Geschicklichkeit in dieser Uebung gezeigt, bald aber hatte er mich darin übertroffen.

„Am Ende des Parks war eine Eiche von bewunderungswürdiger Größe und Höhe ... wir hatten eine Art Stufen in ihre knotige Rinde eingeschnitten, um bis zu den Aesten kommen zu können und von da gelangten wir leicht zu dem buschichten Mittelpunkte, wo wir, das Laubwerk beschneidend, uns eine Art Nest gemacht hatten, in welchem wir gegen Sonne und Regen gleich geschützt waren. Wenige Tage, nachdem unser Umgang durch die neuen Gesetze so viel von seiner Annehmlichkeit verloren hatte, zog Fernand mich zu unserem lieben Baume und ehe man noch unseren Plan

errathen konnte, hatten wir unser altes Asyl erreicht, wo wir alle Beide auf einem Zweige reitend, ein fröhliches Geschrei ausstießen.

„— Simon, sagte mir Fernand mit seinem süßen Lächeln, sieh doch die komische Miene, die der Abbé da unten macht! ... ich will ihm erlauben, hier zu uns zu kommen und seine langweiligen Lectionen mitzubringen. Er soll es wohl bleiben lassen; hier bin ich der Meister! Dieser Baum ist mein Reich, und dieser Zweig mein Thron; ich theile ihn mit Dir, wie mit einem Bruder. Hier also keine Ceremonie! nenne mich Fernand, wie ich Dich Simon nenne; sage Du zu mir, wie ich zu Dir! ...“ und er umarmte mich ... Was in mir vorging, kann ich nicht beschreiben, ich war gerührt, erweicht bis zu Thränen ... und wenn man mir damals gesagt hätte ...“

Ein nervöses Zittern ergriff den schwachen Greis bei dieser Erinnerung so, daß seine Tochter ihn dieser lebhaften Bewegung erliegen zu sehen fürchtete, und daß Yves ungeachtet seiner Neugierde ihm zuredete, seine Erzählung ein anderes Mal fortzusetzen.

„Nein,“ sagte er, „wer weiß, ob es mir aufbehalten ist, sie eines anderen Tages fortzusetzen, und Sie sollen Alles wissen! Ach! Sie werden erfahren, warum mir diese Erinnerungen so lieb und doch so grausam sind!

„Während unserer ganzen Kindheit, und bis zum

Alter von funfzehn Jahren, verließen wir Schloß Arnouville nicht, und fast jeden Tag suchten wir die Freiheit in unserer großen Eiche! Diese Stunde allein tröstete mich über Alles, was der Abbé mich täglich leiden ließ.

„Der Marquis und die Marquise von Fontenoy-Mareuil kamen wegen der Chargen, die sie bei Hofe hatten, nur sehr selten nach diesem Gute. Der Marquis war voll Güte, aber die Marquise war so stolz, wie eine häßliche Frau ohne Geist nur sein kann. Alles, was nicht zum höchsten Adel gehörte, gehörte in ihren Augen nicht zu der menschlichen Gesellschaft. Ach! wenn ich so rede von der, die mich unter ihr edles Dach aufnahm, ist es, weil die Schmerzen meiner Seele allein die Irrungen meines Geistes erklären können; weil ich der abscheulichste von allen Menschen wäre, wenn ich nicht der unglücklichste gewesen wäre.

„Der junge Graf war funfzehn Jahre alt geworden, als wir nach Paris kamen. Damals fingen die wahren Qualen meiner Seele an. Von dem Tage meiner Ankunft an, fand die Frau Marquise, daß es nicht mehr passend sei, daß ich an ihrer Tafel speis'te mit den Großen, die gewöhnlich eingeladen waren, und sie beschloß, daß ich in der Bedientenstube speisen solle. Mit dem jungen Grafen erzogen, seine Studien theilend, etwas älter als er, hatte mein Verstand sich solchergestalt entwickelt, daß die Gesellschaft und genaue

Verbindung mit Leuten ohne Erziehung mir unerträglich gewesen wäre, wenn auch nicht eine solche Lage an sich meine Eitelkeit verletzt hätte. Es war mir also unmöglich, mich dieser Einrichtung zu fügen und ich verließ etwas vor dem Diner das Hôtel.

„Das Hôtel Fontenoy-Mareuil, das wir bewohnten, war in der Straße St. Dominique; ich streifte auf's Gerathewohl umher, ohne die Straßen zu kennen, in denen ich mich verirrte; ich befand mich bald vor der école de médicine und hörte die fröhlichen Stimmen der jungen Studirenden, die zusammen in einem Speisezimmer des Erdgeschosses, bei einem schlechten Restaurateur speis'ten. Ich trat hinein; sie bildeten Gruppen von acht bis neun Personen. Anfangs hatte ich mich allein an einen leeren Tisch gesetzt, doch redete ich bald einen der jungen Leute an, ihn fragend: ob ein Neuangekommener an ihrer Seite Platz nehmen könne? Man nahm mich freudig auf und ich machte der magern und knappen Mahlzeit Ehre, die ich, des köstlichen Tisches des Marquis gewohnt, hätte ungenießbar finden müssen, die mir aber durch das muntere und freimüthige Betragen der Tischgenossen zum köstlichsten Mahle wurde. Es war das schlechteste, aber lustigste Diner meines ganzen Lebens!

„Ich kam spät nach Hause; man hatte sich meinetwegen beunruhigt. Die Bekanntschaft der freien, glücklichen Studenten und ihre gute Aufnahme hatten mir

Muth gemacht; ich vertraute dem jungen Grafen Alles, er erhielt von seiner Mutter, was er wünschte, denn er hatte sich ohne mich tödtlich gelangweilt. Es wurde also beschlossen, daß ich an gewöhnlichen Tagen meinen Platz wie auf dem Lande an Fernands Seite einnehmen und das Recht haben sollte, an Tagen, wo aristokratische Gesellschaft eingeladen war, zu essen, wo es mir gefallen würde.

„Ich erzähle so genau, um Ihnen zu zeigen, wie mein schon verletzter Stolz auf eine Höhe getrieben wurde, die das Unglück meines ganzen Lebens machte. Was meinen Geist vollends erbitterte, was endlich meinen Gedanken ein reelles Ziel darbot und meinen unbestimmten Hoffnungen ein unbegränztes Feld öffnete, das war meine Bekanntschaft mit diesen glühenden, ehrgeizigen und ungestümen jungen Leuten, die schon diesen Haß der durch Rang und Würde ausgezeichneten Personen, dieses tiefe und bittre Gefühl für Ungerechtigkeit des Geschicks oder Einrichtungen, die ohne hinreichende Gründe gewähren oder versagen, kurz, alle die stürmischen Leidenschaften, die lange unterdrückt, sich damals in heftigen Worten, später aber durch schreckliche Handlungen Luft machten, mir mittheilten.

„Zuweilen hatte ich Anfälle von Melancholie, in denen ich Himmel und Erde verwünschte, und zuweilen hoffte ich noch! Schon verbreiteten finstere Gerüchte Unruhe in der glänzenden Gesellschaft des Adels und

als sie begannen sich zu beunruhigen, begann ich zu hoffen. Ich kam aus dem Hôtel eines Großen, wo ich immer mit Geringschätzung, zuweilen mit Härte behandelt wurde, dahin, wo ich den Grundsatz von Freiheit und Gleichheit, der in jedes Menschen Seele ruht, erklären und entwickeln hörte. Ich brachte mein Leben an der Seite eines unwissenden Kindes zu, das nie über etwas nachgedacht hatte, nichts verstand, in jedem Alter Kind bleiben mußte. Diesem Kinde hatte man die Anwartschaft auf das Gouvernement einer Provinz zugesichert, und ich, der ich meinen Geist durch Studium gebildet hatte, ich, der dachte und empfand, der kräftig hätte handeln können, ich erhielt vielleicht aus Gunst eine unbedeutende Stelle bei einer untergeordneten Behörde! Diese Gedanken kamen mir nicht so plötzlich und mit dem ersten Tage; sie drangen nach und nach und mit vielen andern ähnlichen in meinen für sie empfänglichen Geist ein. Sie erfüllten denselben besonders, als meine Bekanntschaft mit den Familien einiger der Studierenden das Feld meiner Beobachtungen erweitert hatte, und als ich einige Individuen kennen gelernt hatte, die in gleicher Lage mit mir waren. Es gab damals in fast allen Häusern der großen Herren junge Leute aus dem Bürgerstande, die die Erziehung der Kinder besorgten, oder die Geschäfte von Secretairen verrichteten. Dieser letzte Titel war mir beigelegt, als die Erziehung des jungen Grafen für beendigt be=

trachtet wurde. Diese jungen Leute, die auf diese Weise sogar in die Palais der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses eingeführt waren, wurden gewöhnlich unter Denen des Bürgerstandes gewählt, deren Geist sich durch Bildung und Kenntnisse auszeichnete, während sie in Hinsicht des Vermögens zu kurz gekommen waren. Oft hatten sie im Kampfe gegen die Armuth und Verachtung gefährliche Kräfte gewonnen, und ihr der Macht so naher Standpunkt lehrte sie bald die Vortheile kennen, die sie beneideten, die Grade, die sie bestritten und die Mittel, die sich ihnen darbieten würden, eine Gewalt anzutasten, der sie zu gleicher Zeit so nahe und so fern standen.

„Auch waren die glühendsten und geschicktesten unter Denen, die die Revolution anfingen, fast lauter Männer, die auf solche Weise in der untergeordneten Stellung wie ich, in den Häusern der Großen gewesen waren. Aber Viele haben auch diese Macht, die sie an sich gerissen hatten, theuer bezahlt, indem sie nur in ihre Hände überging, um sie in denselben Abgrund hinunter zu ziehen, in den sie die früheren Besitzer derselben gestoßen hatten.

„Mehrere berühmte Familien öffneten aus Neugierde, aus Mode, zum Zeitvertreib ihre Salons auch ihren rauhesten Widersachern. Ich sah deren zu dem Marquis kommen, die sich zu den gefährlichsten Grundsätzen bekannten und deren Meinungen die Marquise

auf das Aeußerste erschreckten und erzürnten. Scheinbar war nichts feiner und ehrfurchtsvoller, als das Betragen des Marquis gegen seine Gemahlin, nichts war sanfter und liebevoller als das der Marquise gegen ihren Gemahl; aber alle ihre Ansichten und ihr Geschmack waren vollständig entgegengesetzt, und es bestand unter ihnen ein kleiner heimlicher und fortgesetzter Krieg, den nur eine ganz genaue Bekanntschaft, oder eine mit großem Antheil geführte Beobachtung in seinem ganzen Umfange erkennen lassen konnte.

„Dem Hange zu den neuen Meinungen und Grundsätzen, dem der Marquis sich hingab, setzte die Marquise eine übertriebene Ergebenheit an das Gegentheil entgegen. Jedes Mal wenn der Marquis einen Schritt that oder ein Verhältniß in dem Sinne seiner Ansichten anknüpfte, that die Marquise dasselbe im entgegengesetzten Sinne. Je mehr der Eine seine Freundschaften unter Denen, die für Freiheit und Philosophie glühten, ausdehnte, je mehr beschränkte die Andere die ihrigen auf die Personen, welche ein übertriebener Rigorismus auszeichnete. Zuweilen standen sich sogar die beiden Parteien einander gegenüber, auf eine Weise, die die Marquise ergötzte, den Marquis ängstigte, mich lebhaft interessirte und den jungen Grafen von Herzen lachen machte, wie er denn in seinem ganzen Leben alle Dinge nur von der scherzhaften Seite nahm.

„So hatte die Marquise zuweilen einige Mitglieder

der höchsten Geistlichkeit, bekannt durch die Strenge ihrer Meinungen und die Unduldsamkeit ihrer Grundsätze, zum Diner eingeladen. Dem Marquis machte es Vergnügen, ohne sie davon zu benachrichtigen, von seiner Seite Diderot, d'Alembert, Lalande &c. einzuladen. Schon ihre bei der Ankunft genannten Namen empörten die Gäste und Freunde der Marquise, und es bedurfte nichts Geringeren als des hohen Ranges und des Ansehens des Marquis, um denen, die sich auf diese Weise vereinigt sahen, die Verpflichtung, zu bleiben, aufzuerlegen. Dennoch habe ich oft gesehen, wie auf jeder Seite der beiden feindlichen Parteien mit Freude der Wunsch und die Hoffnung erwachte, durch die Gewalt und Kraft der Beweisgründe das feindliche Schlachtfeld zu zerstören. Anfangs waren es Scharmützel von Scherzen, die hin und wieder flogen; dann erhitzte der Kampf sich allmählig; bald mischte sich aber Bitterkeit hinein und man endigte wider Willen mit dem Angriff persönlicher Interessen, und auf diesem Punkte angelangt, wollte Keiner nachgeben, wenn auch die allgemeinen Angelegenheiten sie Anfangs alle vereinigt hatten.

„Ich wiederhole es nochmals, diese Streitigkeiten, wo die Vernunft und Gerechtigkeit die neuen Ansichten, denen die Beredsamkeit ihre Macht lieh, zu schmücken schienen, können allein die Richtung meines Geistes, und das Aufbrausen desselben, als die Revolution ausbrach, erklären."

„Ach!“ rief Yves, Simon unwillkürlich unterbrechend, „ich erkenne, ich verstehe diese Gedanken; diese Leiden, diese Unmöglichkeiten, sie bestehen noch jetzt! Aber für Andere, für mich zum Beispiel! Bin ich nicht, wie Sie damals, von Allem ausgeschlossen und in Alles eingeweiht, ohne Antheil zu haben? Mein Schneider ist Officier und beordert mich zur Schildwache; mein Tuchhändler giebt in der Deputirtenkammer Gesetze, die ich befolgen muß; meinem Hofmeister ist soeben eine Pairie verliehen worden, und ich, ich bin nichts, ich kann nichts ausrichten, ich, der Enkel dieses Mannes, der in unserem Vaterlande Alles war und Alles konnte!“

Der Greis bedeckte langsam die Augen mit den Händen und sagte bitter:

„Ja, es ist wahr! Aber wenn der Herr Herzog nichts durch seine Titel ist, so kann er durch seine Talente etwas sein, und dahin strebten wir so glühend! Indessen würden dennoch weder die allgemeinen noch meine Privatinteressen mich je dahin gebracht haben, wohin mein verfluchtes Geschick mich fortriß, wenn nicht ein lebhafteres Gefühl, eine Leidenschaft meines Alters, eine unglückliche Liebe ein Meer von Bitterkeit und Haß in meine Seele ausgegossen hätte.

„Der Marquis war nach langem Kränkeln gestorben, seinem Sohne ein unermeßliches Vermögen und seine Hofchargen hinterlassend. Der neue Marquis

von Fontenoy-Mareuil lebte bei seiner Mutter und sollte sich nach Beendigung der Trauerzeit vortheilhaft verheirathen.

„Bald nachdem sie Witwe geworden war, nahm die Marquise die Tochter eines königlichen Rathes in dem Bezirke ... der der Familie einst in einer wichtigen Prozeßsache große Dienste geleistet hatte, zu sich. Dieses junge Mädchen besaß einiges Vermögen und ihr Vater war durch seinen Dienst geadelt gewesen; es war eine viel zu hohe Parthie für mich, eine viel zu geringe für den jungen Marquis. Wir brachten die Trauerzeit in der Einsamkeit des Schlosses zu und verliebten uns alle Beide in Mademoiselle Lucie.

„Lucie war außerordentlich fröhlich, doch war ihre Lebhaftigkeit mehr sanft als lärmend, denn es war mehr Lebhaftigkeit des Geistes als der Person. Ihre immer lebendige Einbildungskraft ließ sie die Gegenstände sehr malerisch auffassen und schildern, sie unterhielt ein beständiges Gefecht von Scherzen und Witzen, nicht um zu glänzen, sondern um sich zu vergnügen. Sie verbrauchte ihren Geist, wie die Verschwender das Geld, ohne etwas dabei zu denken.

„Sie war liebenswürdig und entweder durch Gleichheit oder durch Ungleichheit für Jeden anziehend.

„Nach einigen Monaten glaubte ich mich vorgezogen; ich kannte die Liebe des jungen Marquis, er die meinige, obgleich wir einander keine Mittheilungen ge-

macht hatten. Er sollte sich bald verheirathen, und seine Liebe war nicht von der Art, daß sie seinen Plänen hinderlich war, er konnte sie also nicht gestehen. Ich mußte die meinige verbergen; man hätte meine sehr aufrichtige Zuneigung für einen Anschlag des Eigennutzes halten können, obgleich sie um so stärker war, als ich sie bekämpfte und mir unaufhörlich Vorwürfe darüber machte.

„Auch war die Hoffnung, die zuweilen meine Seele belebte, von selbst entstanden oder vielleicht erweckt, ohne daß ich sie hervorgerufen hatte, durch die naive Sprache des Herzens, die Luciens Züge ohne ihr Wissen zuweilen zu mir redeten. Oft, wenn wir im Park lustwandelten, beeilte Lucie ihre Schritte, oder hielt sie an, um mit mir allein zu bleiben, und dann verscheuchte ihre lebhafte, muntre Unterhaltung alle meine trüben Gedanken. Ohne daß ich sie ihr jemals mitgetheilt hätte, schien sie dieselben alle errathen zu haben, denn sie fand immer Mittel, mich zu trösten und zu heilen, wenn zuweilen ein, wenn auch nicht an mich gerichtetes Wort der Marquise mich kränkte und verletzte. Die Geringschätzung der Armuth in meiner Gegenwart gezeigt, die Verachtung untergeordneter Verhältnisse, der Haß der Grundsätze, zu denen ich mich innerlich bekannte, mochten noch so oft meine Traurigkeit erregen, Lucie wußte das Wort, welches mich tröstete. Oft sah sie selbst das Unangenehme voraus und leitete durch einen Scherz

oder eine geschickte Wendung die Unterhaltung, die mir verwundend werden konnte, auf angenehmere Gegenstände. Kurz, ich empfand, seit sie da war, den Einfluß einer schützenden Hand, die die Stöße abwendete, oder die Wunden meiner Seele heilte und sich immer so geschickt zwischen den Kummer und mich stellte, daß ich ihn kaum mehr bemerkte.

„Wie hätte ich diesen schützenden Engel nicht lieben sollen? Mochte ihre Güte sie zu solchen Wohlthaten anregen, oder eine geheime Neigung zu mir sie leiten, ich war ihr gleich dankbar und glücklich, ich ein so einsames Wesen in der Welt! Die Gewohnheiten und Sitten meiner Lebensart trennten mich fast ganz von meinen Angehörigen, und als ich sie wieder sah, war mein Herz befriedigt, mein Geist aber unzufrieden. Ich hätte bei ihnen nicht leben können, wenn auch nicht die Verhältnisse mir einen andern Standpunkt angewiesen hätten, und ich empfand das gewöhnliche Unbehagen Derer, die das Geschick zu rasch verpflanzt hat; ich paßte nicht mehr zu den Meinigen, und die, mit denen ich lebte, kümmerten sich nicht um mich. Nur in den ungestümen jungen Leuten, denen die Gesellschaft noch keinen Platz angewiesen hatte und die nach dem höchsten strebten, hatte ich meines Gleichen gefunden. Das Schloß lag fünf Meilen von der Stadt M****; auch dort hatten sich jene lärmenden Vereine gebildet, in denen alle öffentlichen Angelegenheiten berathen wurden. Arnou-

ville angelangt, hatte ich gleich mit den Vorstehern dieser Vereine Verbindungen angeknüpft; die allgemeinen Interessen bilden eine Art Verbrüderung, die Verhältnisse stiftet, ehe man noch die Absicht hatte, sich in dieselben einzulassen.

„Zwei oder drei Mal nach unserer Rückkleht nach Arnouville war ich mit Theilnahme und großem Eifer nach der Stadt gegangen; aber als die zarte Neigung in meinem Herzen alle Empfindungen des Hasses und der Unzufriedenheit in demselben auslöschte, ging ich nicht mehr hin. Lucie's Bild, der Gedanke an sie, verdrängte alles Andere in meiner Seele; die Welt schien mir auf das Schloß beschränkt, wo sie wohnte, und ihre sanften und reizenden Vorstellungen schienen mir alle zum Glücke nöthigen Gedanken einzuschließen!

„Ich glaubte, daß der junge Graf seiner Laune hinsichtlich Lucie's entsagt habe, denn für mehr als Laune hatte ich die Art Neigung, die ihn zu ihr zog, nie gehalten. Ueberdies war er für tiefe, starke Bewegungen nicht empfänglich und ich konnte glauben, daß der erste Eindruck schnell erloschen sei.

„Dennoch war diese Süßigkeit, dieser Reiz, der sich über mein Leben ergoß, nicht ohne Unruhe. Oft dachte ich über die Unsicherheit der Zukunft nach; ich überlegte, ob es mir nicht gelingen möchte, mir einen Wirkungskreis zu schaffen, der mir eine ehrenvolle Unabhängigkeit und die Hand der Geliebten sicherte. Oft diesem

neuen Plane ganz hingegeben, vergaß ich Alles um mich her. So blieb ich eines Abends, als Lucie den Salon verließ, in demselben zurück, wo mehrere Personen waren, deren Unterhaltung mir gleichgiltig wurde, sobald sie nicht mehr zugegen war, und ich setzte mich träumend in die Vertiefung eines großen Fensters im Erdgeschoß, welches nach dem Parke ging. Durch dieses Fenster kam mit der süßen reinen Luft eines Sommerabends der köstliche Duft des Jasmins, der die Mauer schmückte und das Fenster umgab. Da hatte ich ohne Zweifel lange geträumt, von dem Himmel, der für Alle gleich ist, von der Natur die ihre Gaben Keinem versagt, von der Gesellschaft, die weder den Himmel, noch die Erde nachahmt. Die Nacht war angebrochen, es war kein Gegenstand mehr zu erkennen; ich hörte ein lautes Geräusch neben mir, eine kleine Hand berührte meinen Arm und die süßeste aller Stimmen sagte zu mir: „Sie irren sich, das Glück ist Allen beschieden!“ Es war Lucie.

„— Gewiß,“ sagte ich ihr, „wenn Sie wollen!“

„— Muth denn ... und keine Traurigkeit mehr!“ sagte sie: „der Ruhm einer Frau ist die Freude dessen, den sie liebt.“

„Was ich empfand, zu beschreiben, ist unmöglich, aber meine Bewegung war so lebhaft, daß ich noch jetzt nicht mit Ruhe an dieselbe zurück denken kann; das Leben hat mir so wenig solche Augenblicke gegeben,

in denen das Herz das ganze Glück, dessen es fähig ist, genießt. Außer diesem unbeschreiblichen Augenblicke, und dem, wo die Seele des kleinen Fernand Freundschaft für mich zu empfinden schien, hatte mein trauriges Dasein keine ähnlichen. O! Lucie, wie sehr liebte ich Dich! ...

„Als meine Bewegung mir erlaubte, zu antworten, war sie schon nicht mehr da; sie hatte sich den andern Personen, die im Salon waren, angeschlossen, ich folgte ihr. Man brachte Licht; für mich war Alles verändert. Ich sah nicht mehr die Geringschätzung der Marquise; ich wunderte mich, ohne mich darüber zu betrüben und ohne den geringsten Verdruß darüber zu empfinden, daß der junge Marquis mit sehr übler Laune von einer Promenade zurückkehrte und dieselbe an mir ausließ, was Alle überraschte, indem sein sorgloser, fröhlicher Charakter nie solche sonderbare Heftigkeiten zeigte. Aber mich konnte an diesem Abende nichts traurig machen; das überschwängliche Glück, das ich empfand, tröstete mich über Alles!

„Man trennte sich spät ... aber ich freute mich, als ich endlich allein in meinem Zimmer war, wo ich mir in meiner tollen Freude ganz laut die Worte wiederholte, die Lucie ausgesprochen hatte. Plötzlich wurde ich zu der Marquise gerufen, die mich sogleich zu sprechen verlangte.

„Sie entschuldigte sich mit der Wichtigkeit des Dienstes, um den sie mich bitten wollte, daß sie mich zu dieser Stunde noch störe; aber die Angelegenheit, um

die es sich handle und die mir schon bekannt sei, leide durchaus keinen Aufschub. Ich müsse mit Anbruch des Tages nach Paris abreisen, ein Prozeß über eine unermeßliche Besitzung im südlichen Frankreich werde den folgenden Tag vor dem Parlament von Paris entschieden. Die Marquise hatte ein entscheidendes Document gefunden, welches sie Niemand als mir anvertrauen konnte, und die mündlichen Anweisungen, mit denen sie mich beauftragte, machten meine Reise unumgänglich nothwendig. Vor Ende einer Woche hoffte ich zurückkehren zu können; ich reis'te ab, ohne Lucie noch einmal gesehen zu haben.

„Auf einander folgende Briefe der Marquise hielten mich noch länger als einen Monat nach dem Gewinn ihres Prozesses in Paris zurück. Endlich kehrte ich nach Arnouville zurück. ... Lucie war leidend, sie kam nur auf wenige Augenblicke in den Salon; ich konnte niemals Gelegenheit finden, mit ihr allein zu reden und bemerkte bald, daß sie mich sorgfältig vermied. Nach einigen Tagen wurde es mir klar, daß ihre Gesinnungen gegen mich sich geändert hatten.

„Der Unruhe folgten Kummer und Verzweiflung; ich beschloß einen Schritt bei der Marquise zu thun. Seit dem Gewinn ihres Prozesses behandelte sie mich bewunderungswürdig gut; ich wagte, ihr meine Liebe zu Lucien zu gestehen; aber wie sehr mußte ich dieses unvernünftige Vertrauen bereuen, denn mit Stolz stieß

sie den Antrag einer solchen Heirath für ihre Schutzbefohlene zurück, und ich bezweifelte nicht mehr, daß ihr Rath, ihr Befehl vielleicht die Gesinnungen Lucie's geändert, oder sie gezwungen hatten, sie zu verbergen.

„Ich sank in meine frühere Melancholie zurück, die ein Strahl von Glück auf einen Augenblick zerstreut hatte.

„Ich suchte eine Erklärung, ich schrieb, aber Lucie antwortete nicht und schien weder meinen Brief erhalten zu haben, noch meinen Kummer zu bemerken. Ich konnte nichts begreifen, als daß ich unglücklich war. Und als der Prozeß der Marquise von Neuem aufgenommen und vor das Parlament von Toulouse gebracht war und folglich neue Berücksichtigung bedürfend, mich zu einer neuen Reise veranlaßte, beschloß ich nochmals eine Erklärung zu suchen und dann für immer abzureisen.

„Lucie kannte den Reiseplan, ich hatte absichtlich in ihrer Gegenwart davon gesprochen; endlich sah ich, daß auch sie Gelegenheit suchte, mit mir zu reden und erst da fiel es mir auf, daß der junge Marquis sowohl als seine Mutter Lucien nicht eine Minute aus den Augen und sie überhaupt nie allein ließen.

„Eines Tages indessen, wo Lucie im Salon, von acht bis neun Menschen umgeben, Tapisserie arbeitete und einen Arbeitskorb neben sich stehen hatte, gelang es ihr, von allen Anwesenden unbemerkt, mich auf

eine in dem Arbeitskörbchen befindliche Schreibtafel aufmerksam zu machen, worauf sie, aufstehend, den Marquis mit sich in ein Fenster zog, um ihm irgend etwas im Garten zu zeigen. Ich näherte mich dem Arbeitskorbe und bemächtigte mich unbemerkt der Schreibtafel.

„Sie enthielt folgende Antwort:

„— Es ist Alles verändert; aber Sie müssen „abreisen ... später ... finden wir uns wieder! ...“

„So war ich denn wieder in Begriff, mich von ihr zu trennen, die ich liebte ... und meine Abwesenheit verlängerte sich gegen meine Wünsche. In Toulouse erfuhr ich, daß der Marquis sich vermählt habe und mit seiner Mutter nach Paris zurückgekehrt sei, falglich war Lucie auch in Paris; ich brannte vor Verlangen, auch dort zu sein. Von allen Seiten brach die Revolution aus; aber die Hoffnungen, die sie erweckte, waren für mich jetzt einer süßeren Hoffnung untergeordnet.

„Endlich rief die Marquise selbst mich zurück; ich kam an; sie empfing mich mit Anschein von Freundschaft, der mir an ihr ganz fremd war, sprach zuerst mit mir von Lucien, von meinen früheren Wünschen, von meinen ihr geleisteten Diensten, die ihren früheren Widerstand besiegt hätten, kurz, sie gewährte mir Lucie's Hand, ja, bot sie mir sogar an. ... Ich glaubte zu träumen bei so viel Güte, bei der Gewährung sol-

chen Glückes, und war trunken vor Freude! ... Lucie war bei der Marquise geblieben; ich wollte sie sogleich sehen. ... Sie befand sich nicht wohl, sagte man mir; ich bestand so sehr darauf, zu ihr zu gehen und ihr zu danken, daß endlich die Marquise selbst mich in Lucie's Zimmer führte. Sobald sie mich sah, wurde sie verlegen und bei den Worten der Marquise verlor sie das Bewußtsein.

„Als sie sich erholt hatte, verlangte Lucie, mit mir allein zu bleiben. Die Marquise entfernte sich mit einer Unruhe, die sie nicht verbarg und die nur zu sehr gerechtfertigt wurde.

„Was soll ich Ihnen sagen? Wir blieben zwei Stunden allein; ich kann und will Ihnen die Klagen eines armen, unverständigen, gefallenen jungen Mädchens nicht wiederholen, deren Herz aber noch Adel genug hatte, um den Gedanken an Betrug nicht ertragen zu können und die ein Mittel, ihre Ehre auf Kosten der Wahrheit zu retten, mit Schaudern zurückgestoßen hatte.

„Im Anfange waren der Marquise weder die Liebe noch die Pläne ihres Sohnes bekannt. Blos die Sorge für Lucie's Vortheil hatte sie bewogen, mich zu entfernen und mich in den Augen meiner Geliebten zu verkleinern; auch stellte sie ihr vor, daß eine Heirath mit mir weit unter den Ansprüchen sei, die Lucie billig machen könne. Lucie war unbesonnen, leicht, ein wenig ehrgeizig; sie wußte nicht, daß der Marquis verliebt war; sie

sah in der Bemühung, mich zu entfernen und in den Worten der Marquise, den Plan einer reichen Heirath für sie; und ihre Gedanken waren auf ihren Sohn gefallen, den sie von dem Herzen der Mutter für sich bestimmt glaubte ... Acht Monate waren sie auf dem Lande allein gewesen ...

„Der junge Marquis war ganz gemacht, um zu gefallen; niemals hatte Leidenschaft ihn verhindert, alle seine Vortheile zu zeigen und dennoch war sein Wunsch, hier das Ziel zu erreichen, so groß, daß er Alles aufbot, was für ihn sprach. Meine weiche Melancholie hatte zu Lucie's Herzen gesprochen, aber ihre Lebhaftigkeit unterwarf sie, wie immer, den Eingebungen des Augenblicks. Und wie viele junge Mädchen widerstehen wohl den tausend berechneten Mitteln, die ein junger Mann, den ein einziger Wunsch beherrscht, anwendet, um seinen Zweck zu erreichen? Die Tugendhafteste hat weniger Widerstand als jede Andere.

„In der Einsamkeit des Landlebens, in der Zeit der Trauer und schon der politischen Unruhen, erfuhr Lucie nichts von der Vermählung, die in Paris statt finden sollte. In der Zeit, als der Marquis nach Paris reis'te, um die Heirath zu vollziehen, war sie gerade einen Monat bei einer Freundin zum Besuch, und als sie wieder zu der Marquise zurück kam, war die Heirath geschlossen. ... Da erst ... durch ihre Thränen, ihre Verzweiflung und ihre Vorwürfe, erfuhr die Mutter das Vergehen

ihres Sohnes, die Verwirrung und den Irrthum des jungen Mädchens und das unglückliche Schicksal, das sie, ohne es zu wollen, ihrer Schutzbefohlenen bereitet hatte.

„Da fiel der Marquise mein Antrag wieder ein und sie wollte denselben, um Lucie's Ehre zu retten und ihres Sohnes Fehler zu verstecken, benutzen. Ihre Bitten, ihre Befehle, die Furcht vor der Schande, die Gewalt, die das Alter und die Stellung der Marquise über Lucien ausübten, hatten von dieser eine schweigende Erlaubniß, sie handeln zu lassen, erlangt; aber indem sie mich liebend, vertrauend und beglückt wiedersah, kehrte alle edle Zartheit von Lucie's Seele zurück. Lucie war noch das gute edle Wesen, das der Himmel für zarte Empfindungen und ein Leben voll Glück und Rechtschaffenheit geschaffen hatte. Sie schlug meine Hand aus, gestand mir Alles und das einzige Glück, das meine Hoffnungen sich geträumt hatten, entschwand mir auf immer, und auf immer war die, welche ich liebte, dem Unglücke und der Verzweiflung geweiht! Die reine Jungfrau, der Gegenstand meiner frommen Verehrung, meiner Träume von Liebe, zu der, wie zu dem höchsten Glücke ich kaum meine Augen aufzuheben gewagt hatte, die ich wie einen köstlichen Schatz betrachtet haben würde, der alle, auch die kühnsten Wünsche meines Lebens überstiege und meine schmerzlichen Regungen, meine bittern Prüfungen in süße Genüsse und entzückende

Freuden verwandeln würde ... sie, die mir Alles hatte sein sollen ... er hatte sie geopfert ... für einen Tag der Lust; ich sah sie wieder, mit gebrochenem Herzen, ohne Trost für die Zukunft und selbst in den Erinnerungen, die mir so theuer waren, nur noch vermehrte Schmerzen und Kummer um diese tugendhafte, wahre Liebe, die uns beiden so viel Glück gegeben haben würde, findend!

„Lucie erlag ihrem Schmerze, ihrer Reue bald; sie welkte langsam hin und starb, nachdem sie noch drei Monate gelitten hatte.

„Was in meiner Seele vorging, kann ich nicht beschreiben ... Alle jene heftigen Leidenschaftan, die meine Liebe besänftigt hatte, erwachten mit verstärkter Gewalt; aller erstickte Zorn brach von Neuem aus. Die unzerstörbare Gleichgiltigkeit jener Großen, die Euch zerschmettern, ohne Sorge und ohne Mitleid, und sich nicht kümmern über die Schmerzen und den Haß, die sie hervorrufen, reizte die stürmischen Gefühle in meiner Brust, die nur durch die hoffende Liebe eingewiegt waren, so mächtig wieder auf, daß ich wie ein Wahnsinniger aus dem Hôtel stürzte; ein glühendes, schreckliches Fieber, welches nur Blut löschen konnte, tobte in meinen Adern, ich forderte den Marquis; er antwortete mir lachend, wie man über thörigte Ansprüche eines Kindes lacht. Ich war ihm nicht ebenbürtig.

„Als ich, außer mir, mich selbst nicht kennend,

seine Wohnung verließ, fand ich die Straße in Aufruhr, Geschrei und Gedränge umgab mich. Ein Haufen Rasender, wie ich selbst einer war, riß mich mit fort; ich folgte mechanisch, verwirrt und planlos. Ich kann mich nicht mehr besinnen, wie ich auf die Tribune gekommen bin, wo ich eine wüthende, leidenschaftliche Rede hielt, welche die Umstehenden entzückte, die mich augenblicklich zu einem der Repräsentanten dieses Volkes ernannten, dessen Rechte ich so eben vertreten und vertheidigt hatte. Aber in dem Wahnsinne, der sich meiner bemächtigt und mich, meiner selbst unbewußt, hieher geführt hatte, entschlüpfte der Name, der meine Gedanken erfüllte, meinen Zorn reizte, meine Seele erbitterte, mir mehrmals. ... Ja, möge der Himmel es meinem Wahnsinne zurechnen, es war nicht die geheiligte Sache meiner Partei, die ich vertheidigte, es war die meinige, die ich rächte! ... O heilige Freiheit! ich mißbrauchte deinen Namen, um ein Verbrechen zu begehen; selbst gegen Dich sündigte ich, und dieses Vergehen werden Gott und Menschen nie verzeihen!

„Noch an demselben Abende wurde der Marquis von Fontenoy-Mareuil verhaftet und bald darauf vor das Revolutions-Tribunal gestellt.

„In der folgenden Woche irrte ich, immer noch von diesem glühenden Rachefieber umhergetrieben, meiner Vernunft beraubt, in den Straßen umher, wo eine wahnsinnige Volksmasse mich umtobte ... wir liefen

verwirrt nach einem Ziele, das uns Alle anzog ... nach einem schrecklichen, abscheulichen Ziele! ... Plötzlich nannte eine Stimme, die ich noch zu hören glaube, zweimal meinen Namen ... und die Augen aufrichtend sah ich den gräßlichen Wagen, der die Schlachtopfer fuhr, in deren Mitte der Marquis von Fontenoy-Mareuil aufrechtstehend und ruhig lächelnd, zum dritten Male meinen Namen nannte, indem er hinzufügte: Nun! Du scheinst erschrockener zu sein, als ich! Sieh, wie ein Edelmann zu sterben weiß ... Und dann sagte er mit derselben sorglosen Heiterkeit zu dem Volke: Meine Herren! mein junger Hofmeister Randal hat sich, wie Sie sehen, bemüht, meine Erziehung zu vollenden! ...

„Ich hörte, ich sah nichts mehr; und immer meiner selbst unbewußt von dieser Volksmenge fortgerissen, die in tollem Jubel die Verurtheilten mit Koth bewarf, erinnere ich mich nur einer entsetzlichen, abscheulichen Erscheinung, die mich nie mehr verließ! ... Ich sah ... ja ... Ach! ich habe es gesehen ... ich sehe es noch ... das blutende Haupt des jungen Mannes, den ich als Kind geliebt, seine Spiele getheilt, der mich geliebkos't, ... mich Freund, Bruder genannt, er, das reiche verzogene Kind, mich, den armen Bauerknaben! ... All sein Unrecht war vergessen; die blutige Erscheinung hatte mit einem Male das glühende Fieber, den Rachedurst meiner Seele gelöscht und dafür eine eisige Kälte

in meine Adern gegossen, an der ich mitten in einem Meere von Blut erstarrte.

„Was nun aus mir wurde, ich weiß es nicht … meine Sinne schwanden … Ich hatte nur Einen Gedanken! … einen Gedanken, der tausendmal quälender als zuvor mein Racheburst war.

„Wenn der Tod uns Jemand entreißt, an den Liebe oder Gewohnheit uns festhalten, erscheint der, den wir beweinen, uns plötzlich mitten in den schmerzlichen Erinnerungen. Sein Bild scheint auf den leichten Wolken unserer Träume zu schweben und zeichnet sich unserer Phantasie immer richtiger und bestimmter! Wir glauben ihn selbst zu sehen, zu hören! … Aber dieser gewaltsame Tod in blühender Jugend, dieser schauderhafte Tod auf dem Schaffot, den ich, ich! veranlaßt hatte, mußte mir noch schärfer und plötzlicher das Jünglingsgesicht vor Augen stellen, das Alles in mir hervorrief, was mich auf ewig quälen konnte, unsere gemeinschaftlichen Spiele und Studien, unsere kleinen freundschaftlichen Streitigkeiten, die er gewöhnlich zuerst endigte, er, das fröhliche, zur Freude geborne, dem Glücke vertrauende, weder am Schicksal noch an den Menschen zweifelnde Kind; er, der für das vorige Jahrhundert geschaffen, das seinige nicht verstand, der alle Reize, alle Anmuth und alle Verkehrtheit des vorigen hatte … der von dem jetzigen nur die Leiden kennen lernte!

„Seit dieser Epoche ist mein ganzes Leben nur Ein

Gedanke, nur Eine Erinnerung; oft gab ich mich ihr ohne Widerstand hin, oft suchte ich sie zu zerstreuen. Ich vervielfältigte meine Geschäfte, meine Arbeiten; sie gelangen fast immer; das Glück war mir günstig. Aber was galt mir das Gold? welche Freude konnte es mir gewähren? ich suchte Unglück zu lindern, Thränen zu trocknen ... die drohende, blutige Erscheinung verbannte ich nicht! Es war mir nicht einmal gegönnt, meiner armen Familie zu helfen! ... sie schlug meine Gaben aus! ... Meine Brüder, Bauern auf den Gütern des Marquis, lebten glücklich in dieser bescheidenen Lage; sie verloren zugleich mit einem guten sanften Herrn die Pachtungen, die sie von ihm hatten. Alle Besitzungen der Familie von Fontenoy-Mareuil wurden eingezogen und zum Vortheil der Nation verkauft und andere Pächter angestellt. ... Ich mußte zu tausend heimlichen Mitteln meine Zuflucht nehmen, um das Elend meiner Verwandten zu lindern; denn sie hatten erfahren, daß ich der Ankläger des Marquis gewesen war, und Niemand wollte von dem, den sie Alle haßten und verachteten, etwas annehmen.

„Was soll ich noch weiter sagen? Meine Mutter allein erlaubte mir, sie heimlich zu sehen; aber sie weinte, die arme Frau, über das Verbrechen ihres einen Sohnes und den Tod des andern; denn er war auch ihr Kind, sie hatte ihn mit ihrer Milch genährt, ihn auf ihren Armen getragen! ... Sie litt um ihn,

sie litt nm mich; ... und diese Zusammenkunft war zu peinlich für mich, als daß ich sie hätte wiederholen mögen. Es blieb mir also kein froher Gedanke für diese Welt; keine Freundschaft, keine Liebe; ich hatte Alles verloren! ... Alle gaben mich auf ... sogar meine Mutter! Umsonst wollte ich mir einige Menschen durch Wohlthaten gewinnen, umsonst durch Liebe Jemand an mich fesseln ... die Einen waren undankbar; die Anderen nahm mir der Himmel! ... ihre Mutter ... Elénore's Mutter, ein armes, junges, sanftes Mädchen, die ich mit meinem Geschick vereinte, starb, nachdem wir ein Jahr verheirathet gewesen waren, indem sie diesem Kinde das Leben gab, von dem ich immer mein finsteres Geschick abzuwenden bemüht war. Indem ich ihr meinen Namen nahm, glaubte ich ihr auch den Antheil an meinem Unglück zu nehmen. ... Aber der Himmel ist unerbittlich!

„Nun brauche ich Ihnen, mein Herr, nicht mehr zu sagen, wie Ihr in meiner Gegenwart ausgesprochener Name und Ihr erster Anblick eine so heftige Bewegung in mir hervorbringen konnte. Es war mir bekannt, daß die einzige Tochter des Marquis den Herzog von Mauléon geheirathet hatte; schon hatten meine Bemühungen und geleisteten Dienste mich in Beziehung zu Frau von Savigny, einer Dame, die die Marquise von Fontenoy-Mareuil kannte, gesetzt; durch sie hoffte ich Alles zu erfahren, was die Nachkommen dessen be-

traf, den zu beweinen ich nie aufhören werde; ein unwillkürlicher Instinct ließ mich Ihnen auf allen Schritten folgen, und als ich Sie wiedergefunden hatte, als ich auf Ihrem Gesichte einige Züge des mir immer gegenwärtigen Bildes fand, ... da schien es mir, als sei mir die unverläßliche Pflicht auferlegt, über Sie zu wachen; als werde Alles, was ich für Sie thäte, meine Seele erquicken und mir vom Himmel angerechnet werden! ... Aber ist es die Rache dieses Himmels, die ich nicht habe erweichen können? oder wirkt der Schwindel, der mich damals fortriß, noch auf mich, um diese Unruhe und Unordnung in alle meine Handlungen zu bringen? Alle ziehen nur Unglück nach sich, und wenn ich sehe, wem die Welt oft ihre Achtung, der Himmel seine Gunst verschwenderisch gewährt, so muß ich mich für das Opfer eines schrecklichen Verhängnisses ansehen und den Kampf gegen ein verfluchtes Geschick aufgeben.

„Lange habe ich Gutes gethan, ohne den Muth zu verlieren, ich habe allen Uebeln abzuhelfen gesucht, die ich kannte. Außer einem, meiner Tochter gesicherten mäßigen Vermögen habe ich alle meine Reichthümer den Armen geweiht und habe wie sie gelebt. Alles, was dieser Pracht geglichen hätte, die ich einst so sehr beneidete, alle Macht, die ich einst so glühend ersehnte, würde mich schaudern gemacht haben; weil ich es als den Preis eines Verbrechens, das ich verabscheute, an-

gesehen haben würde. Mein Leben hat nur aus Entsagung, Leiden und Gebet bestanden! Wenn dies noch nicht genug ist, mein Herr! nehmen Sie dieses Leben, rächen Sie Ihre Familie, Ihren Namen! ... nehmen Sie die wenigen unglücklichen Tage, die ich noch zu leben habe! ... Aber lassen Sie das Leben meiner Tochter nicht wie das meinige der Reue und der Schande verfallen sein!“

Und der zitternde Greis sank zu Yves von Mauléons Füßen und flehte zu ihm mehr noch durch Thränen als durch Worte.

Yves war verwirrt, unsicher, gerührt; er hatte diesen tiefen Schmerz, diese bittre, nagende Reue nicht ohne Mitleid sehen können ... Er nahm die weinende Elénore, legte sie in die Arme ihres Vaters, und versuchte einige der Gedanken und Gefühle, die in seinem Herzen wogten, auszusprechen; aber seine Stimme konnte kaum einige Worte hervorbringen und fast unverständlich und stockend sagte er:

„Ihre Tochter ... wird Sie trösten ... sie ist sanft, gut und tugendhaft ... möge sie für Sie immer dieselbe bleiben! ... ich weiß nicht ... ich kann nicht wissen, welche Pflicht der Himmel mir auferlegt ... was mein Vater ... aber ... Ich glaube ... und ich beschwöre beide, meine Handlungsweise zu billigen ... ja es ist mir, als wären sie es, die sie mir eingeben ... Ja ich glaube, daß, nachdem ihre Strenge aus-

geübt ist ... sie mich jetzt zum Vollstrecker der Nachsicht ausersehen haben! O mein Vater! o mein Gott! erhöret mein Gebet! lasset seine letzten Tage ruhig und ungetrübt sein! Er hat so viel gelitten! Vergönne mir, mein Vater, ihm in Deinem Namen zu vergeben!"

S.ine Hand drückte die des Greises, und er entfernte sich.

Fünftes Kapitel.

Madame Rémond.

„Wäre Gabriele hier, würde es bald gemacht sein, denn sie ist geschickt wie eine Fee," sagte die Marquise von Fontenoy-Marueil, indem sie eine seidene Brieftasche reparirte, an der etwas losgegangen war und indem sie eine unzählige Menge kleiner, aber niedlicher und zum Theil sogar prachtvoller Putz- und Nippessachen ordnete, als Lichtschirme, Kästchen von verschiedenen Formen, Fächer, Börsen, Zeichnungen, Gemälde, Petschafte, gestickte Nadelkissen, Schreibzeuge ꝛc., welches Alles auf einem von reizenden jungen Frauen umringten großen Tische lag. Einige derselben vollendeten noch reizend kleine Arbeiten, die sie gebracht hatten. Eine neigte sich über den Tisch, um das günstigste Licht für ein Aquarell-Gemälde von ihren zarten Händen auszuwählen, dessen leichte Schattirung und zarte Umrisse ein hohes Talent anzeigten. Künstliche Hilfsquellen, um die müssigen Stunden auszufüllen; angenehme, süße Be-

schäftigungen, die die Künste dem Wohlstande bieten, um die Langeweile zu zerstreuen und die oft sogar das Unglück ertragen helfen.

Jeder brachte seinen Tribut zu der Lotterie, die Frau von Fontenoy=Mareuil für die Armen veranstaltet hatte. Die Neugierde bei der Ankunft jedes neuen Gegenstandes; die Theilnahme, die seine Bestimmung erregte; zuweilen der geheime Wunsch, es in eine werthere Hand gelangen zu sehen, ein Wunsch, dessen Erfüllung der Zufall versagte, oder gewährte; die Reden über die Geschicklichkeit in der Auswahl der dargebotenen Gewinne; die Scherze, zu denen die verschiedenen Gewinne Veranlassung gaben, waren für diesen Abend an die Stelle der gewöhnlichen Einförmigkeit der Reunion getreten. Statt einen steifen Zirkel im Salon zu bilden und einander schweigend zu beobachten, mischten die Frauen, erfreut, sich einmal in ihrer ganzen Lebendigkeit zeigen zu können, sich in die Gruppen der jungen Leute, welche die ausgestellten Gegenstände betrachteten. Die fröhlichen, muntern Neckereien der Jugend; die ironischen Bemerkungen der Erfahrenern; dieses liebenswürdige Nichts, das die Unterhaltung belebt und das in den zahlreichen und steifen Assembléen der jetzigen Zeit unterdrückt wird, entschlüpfte unwillkürlich diesen gewöhnlich geschlossenen schönen Lippen; denn um Loose anzubieten, um das Mittleid für die Armen in Anspruch zu nehmen, um auf verschiedene Arbeiten aufmerksam

zu machen, sie laut zu loben und ganz leise zu tadeln, mußte man reden; und einige der Frauen waren geistreich, fein, liebenswürdig und fröhlich bei Ausübung einer wohlthätigen Handlung, die auf eine zugleich so angenehme Weise sich nicht oft darbietet.

Heinrich von Marcenay war der Frau von Savigny zur Seite. Ein sympathetischer Zug von Bosheit und Bitterkeit hatte sie seit einiger Zeit zu Freunden gemacht. Herr von Marcenay hatte, da er seine Stellung in der Gesellschaft nur seiner Gewandtheit verdankte, besonders von Seiten seiner Eitelkeit viel zu leiden gehabt, ehe es ihm gelungen war, seinen Platz gesichert zu sehen. Aber einmal zugelassen, hatte er sich mit Hilfe des satyrischen Geistes, der seine Unterhaltung, wie seine Schriften charakterisirte, eine Art von Ueberlegenheit angemaßt, der Frau von Savigny ihre alte Abneigung geopfert hatte. Die Unsicherheit, die ihre unglückliche Liebe zu Yves ihrem Betragen gegeben hatte, die Lächerlichkeit, die unerwiderte Liebe einer Frau in der Gesellschaft zuzieht, die üble Laune, die sie boshaft gegen Andre und unvorsichtig für sich selbst gemacht hatte, überlieferten sie zu sehr der Bösartigkeit, als daß sie nicht hätte Lust bekommen sollen, denjenigen, der sich zum gefürchtetsten Organe derselben erhoben hatte, zu fesseln. Herr von Marcenay seinerseits war der Meinung, daß die Freundschaft einer Frau, die durch Geburt, Vermögen, Verhältnisse und Charakter einen bedeuten-

den Platz in der Gesellschaft einnahm, ihm nützlich, ihr Haß ihm schädlich sein könnte. So wurden sie Freunde, aus Furcht, aus Haß, wegen Allem was sie von Andern schied und dieselben verhinderte, sie zu leiten. In der Politik, in Geschäften, wie in geselligen Kreisen, giebt es mehrere Verbindungen, die auf solche Weise geschlossen werden und durch sich selbst diejenigen, die sie geschlossen haben, quälen.

Frau von Fontenoy-Mareuil, immer noch mit ihrer Betrübniß über Gabriele's Abwesenheit beschäftigt, nannte eben ihren Namen, als Yves eintrat. Er hatte sich nur Zeit genommen, flüchtig Toilette zu machen und zu seiner Großmutter zu eilen, so sehr sehnte er sich, die wieder zu sehen, die seinen Gedanken vorschwebte. Es schien ihm, als habe dieser Tag, weil er seine Gedanken geändert hatte, auch in ihrem Verhältniß eine Veränderung bewirkt, und obgleich sein Brief an Gabriele eine Entsagung auf seine Rechte aussprach, glaubte er dieselben durch sein Verhalten, durch seine Pläne und durch seine Liebe zu Gabriele, die er empfand, ohne sie sich selbst zu gestehen, gerade heute auf's Neue gewonnen zu haben.

Er sah wohl, als er eintrat, reizende junge Damen, deren Lächeln die Aufmerksamkeit herausforderte; anmuthige Gestalten, elegante Toiletten ... Alles war heiterer, natürlicher, lebendiger als gewöhnlich; es war eine fröhliche geputzte Versammlung in dem Salon sei-

ner Großmutter, wo er Gabrielen allein bei ihr zu finden gewohnt war ... und doch schien ihm dieser angefüllte, erleuchtete Salon plötzlich leer und finster ... sie war nicht darin!

Die Marquise bemerkte das unruhige, getäuschte Ansehen ihres Enkels. Wußte er denn nicht, daß er Gabrielen nicht finden würde.

„Yves," sagte sie, ihn allein nehmend, während die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Ziehung der Lotterie gerichtet war, „ist es nicht wirklich betrübend, daß diese Soirée, auf die ich mich gefreut hatte, weil sie die Honneurs machen sollte, durch ihre Abwesenheit verbittert werden muß? Das liebe Kind! Sieh, um ihretwillen hatte ich diese erlesene Gesellschaft eingeladen! Alles, was die Verhältnisse nur Verschiedenes gewähren: Fremde aus allen Ländern, Mitglieder aller politischen Parteien, Literaten aus allen Fächern! ..."

Yves sah, der Bewegung seiner Großmutter folgend, sich im ganzen Salon um, aber er sah nichts, was seine Aufmerksamkeit fesseln konnte. Um die Freuden geistiger Mittheilung zu genießen, um die Verdienste Anderer zu würdigen, um sich der Künste, der Wissenschaften zu freuen, an den Zeitereignissen Theil zu nehmen, muß das Herz ruhig sein, muß kein Kummer, keine Leidenschaft die Seele beherrschen, oder beunruhigen; und vielleicht sind die vielen ehrgeizigen Vorurtheile unserer Zeit schuld, daß man so oft eine

Stimmung mit in die Gesellschaft bringt, die zu zerstreut ist, um das Verdienst zu entdecken und zu schätzen, und daher entsteht die Langeweile, die man in der Gesellschaft verbreitet und empfindet.

Die Marquise hatte mehrere ausgezeichnete Fremde vereinigt, um dieselben, wie sie sagte, an diesem Abend, in ihrem Salon die Reise durch Europa machen zu lassen.

„Bietet Paris," wiederholte sie oft, „nicht denen, die eben so neugierig als träge sind, eine bewunderungswürdige Art zu reisen dar? Was sucht man eigentlich in der Fremde? Nicht das Klima eines Landes, von dem ein Reisender alle Unannehmlichkeiten erduldet, ohne seine Vortheile zu genießen; er glüht unter Italiens Sonne und erstarrt in dem Eise Rußlands, da ihm die Reise nicht gestattet, sich wie die Einwohner vor Hitze oder Kälte zu schützen. Was die Denkmäler der Künste anbetrifft, so gewährt es nicht so viel Genuß, sie flüchtig vorübereilend zu betrachten, als ihre Abbildungen mit Muße am heimatlichen Kamin zu studieren. Der Anblick eines Landes bietet oft wenig Abwechslung, und die Mehrzahl der Reisenden geben sich, in ihren Wagen zurückgelehnt, nicht einmal die Mühe, die Gegend, die sie passiren, zu betrachten. Auch ist das höchste Glück, das den Reisenden zu Theil wird, daß sie durch Empfehlungsschreiben in einige glänzende Salons Zutritt erhalten, wo der Zufall sie, wie bei uns,

unter einer unbedeutenden, geputzten Menge einige wenige ausgezeichnete Personen finden läßt. Und ohne Paris zu verlassen, kann ich Alles sehen und kennen lernen, was die ganze Welt Vorzügliches darbietet, alle Notabilitäten des Verstandes, Geistes, Ranges, der Wissenschaften und der Künste; und zwar kann dieses Alles nirgends so vereinigt sein als hier. Siehst Du Alles, was Neugierde uns zuführt? was die Revolutionen zu uns schicken? ... es ist die Elite aller Länder! England, Rußland, Deutschland schicken uns oft die mächtigen Männer, die sie beherrschen; Spanien, Italien und Polen die vorzüglichen Männer, die von ihnen verbannt werden, und so haben wir einen Zusammenfluß vom Vorzüglichsten."

Yves hörte seine Großmutter an, ohne sie zu verstehen ... er begriff nicht, wie ein Salon, wo die fehlte, die die Honneurs desselben hätte machen müssen, ihn interessiren konnte.

Die Marquise merkte endlich, daß die Ursache von Gabriele's Abwesenheit dem jungen Manne unbekannt war und da sie sich mit Jemand beschäftigen mußte, der in diesem Augenblicke kam, nahm sie das kleine Billet, welches sie an demselben Morgen erhalten hatte, und legte es in ihres Enkels Hände.

Er sah aus demselben die Ursache von Gabriele's Abwesenheit, aber auch daß ihr seine Reise nach Sèvres bekannt war, und ohne Zweifel kannte sie auch Elénore's

Liebe und ihre Flucht, wie ihren beiderseitigen Aufenthalt in dem kleinen einsamen Häuschen. Ganz erfüllt von diesem Gedanken, hielt er die Krankheit der Madame Rémond nur für einen Vorwand, um sich zu entfernen und nie zu ihm zurückzukehren.

In diesem Gemüthszustande gingen alle kleinen Koquetterieen der niedlichsten Frauen, alle moquantesten Anspielungen der Frau von Savigny, alle Scherze und Neckereien Heinrichs von Marcenay für Yves verloren. Die Gesellschaft erhielt von ihm nur die unerläßlichsten Höflichkeiten und die Aufmerksamkeiten, die er durchaus nicht umgehen konnte. Georg Rémond kam, Yves unterhielt sich lange leise mit ihm, was Frau von Savigny beunruhigte und alle ihre Vermuthungen wankend machte.

Endlich war diese Soirée, die dem jungen Herzog eine Ewigkeit däuchte, zu Ende. Aber am folgenden Tage kehrte Gabriele noch nicht zurück. Die Marquise ließ sich mehrmals nach dem Befinden der Madame Rémond erkundigen; es ging ihr schlecht, ihre Tochter konnte sie nicht verlassen. Den folgenden Tag entschloß sich Herr von Mauléon, den sonst Madame Rémonds bloßer Name in die Flucht jagen konnte, zu ihr zu gehen. Es war in der Abenddämmerung und sein Herz schlug, als er eintrat.

Er gelangte ohne Geräusch bis zu der Kranken. Gabriele hatte zwei Tage und zwei Nächte in Kummer

und Anstrengung zugebracht. In einem Augenblicke, wo ihre Mutter schlummerte, war sie, ganz dicht am Bett in einem großen Armstuhle sitzend, eingeschlafen. Es war so viel Grazie, selbst in der Mattigkeit und Traurigkeit ihrer Stellung, so viel tiefer Schmerz auf diesem noch kindlichen Gesichte, daß Yves in unwillkürlicher Betrachtung stehen blieb vor diesem jungen Mädchen, die so der Kummer in den ersten Tagen ihres Lebens erfaßt hatte und von der er seit dieser Heirath, die sie verwünschen mußte, die an ihr ganzes Leben das Unglück ketten konnte, nie eine Klage, nie einen Vorwurf gehört hatte.

So blieb er lange stehen und wurde nicht müde, sie anzusehen und sich in Betrachtungen zu verlieren, deren häufig nuancirter Wechsel einem Beobachter seine Gedanken enthüllt haben würde. Aber er war allein; die Personen, die Gabriele bei der Pflege ihrer Mutter unterstützten, hatten sich bei seinem Eintritt in ein Nebenzimmer zurückgezogen. Sie schlief, und Madame Rémond lag in einer schlummerähnlichen Betäubung, in der sie nichts sah und hörte.

Was dieser drei Monate zuvor so verlebte, so gleichgiltige, gelangweilte junge Mann für lebhafte und wahre Eindrücke bei dieser Betrachtung in sich keimen fühlte, ist nicht auszusprechen. Es war Eifersucht unter andern, ja selbst Zorn! Denn er fand sie ungerecht gegen sich. Doch sagte er: Sie, die so hell sieht, die so

fein empfindet, die Alles so schnell begreift, sie versteht mich nicht ... fühlt nichts für mich ... beurtheilt mich sehr falsch! ... Und," fügte er traurig hinzu, „sie hat mich so beurtheilen müssen! Meine Handlungen ... meine Worte ... Alles hat ihr eine falsche Ansicht von meinem Charakter und von meinen Empfindungen gegeben, Alles mich aus ihrem Herzen entfernen müssen! ... Und jetzt ist das Glück der Zukunft vielleicht für uns Beide verloren!

In diesem Augenblicke rief Madame Rémond ihre Tochter mit schwacher Stimme und Yves zog sich mechanisch hinter die Vorhänge des Bettes zurück, die ihn Gabriele's Blicken ganz entzogen; aber er sah sie bei dem leisen Rufe der Kranken aus ihrem leichten Schlummer aufschrecken, Kummer und Ermüdung vergessen und sich mit freundlichem, ruhigem Gesichte, um ihr ihre anscheinende Ruhe mitzutheilen, ihrer Mutter nahen. Sie hatte jede Spur von Besorgniß verbannt, um keine einzuflößen, denn ihr erster Instinct in Allem war immer fein und gut.... Aber als sie mit rührender Zärtlichkeit ihrer Mutter Arznei gegeben und ihre Kissen zurecht gelegt hatte, zeigte Yves sich. ... Es war eine Ueberraschung für sie, eine Freude für die Mutter ... die ihre Kräfte sammelte, um mit ihm zu reden, ehe das Erstaunen Gabrielen erlaubt hatte, ihn anzureden.

„Ich wollte Sie rufen lassen," sagte Madame

Rémond zu dem jungen Manne, „Sie müssen gegenwärtig sein ... auch ist es mir lieb, Ihnen, so lange ich es noch kann, noch einige Worte sagen zu können.“

„Meine Mutter ...“ sagte Gabriele mit dem Tone sanften Vorwurfs.... „Warum sprichst Du so?“

„Warum nicht, mein Kind? ich glaube wirklich, daß ich im Begriff bin, die letzte große Reise anzutreten!... Weine doch nicht, das wäre unvernünftig. Muß nicht Jeder diesen Weg gehen? Einer früher, der Andere später ... das ist Alles!... Ich weiß wohl, daß ich noch lange leben könnte, daß ich noch nicht zu den Aeltesten gehöre ... auch kann es vielleicht wohl nur die Krankheit sein, die mir solche Gedanken einflößte.... Aber was ich sage ... daß man daran denken, und seine Angelegenheiten in Ordnung bringen muß ... davon stirbt man noch nicht!...“

„Du befindest Dich besser diesen Morgen,“ antwortete Gabriele, ihre Thränen trocknend: „Mama ... Du bist besser, wie ich sehe, denn Du scherzest, und gestern hattest Du nicht die Kraft, auch nur ein Wort zu sagen!“ Sie küßte die Stirn ihrer Mutter und ein Strahl von Hoffnung glänzte in dem Blicke, den sie auf Yves warf.

„Ich würde ganz damit zufrieden sein,“ sagte Madame Rémond, „mich noch eine Zeitlang des Lebens zu freuen;... aber um deswillen darf man das Wichtigste nicht bei Seite setzen. Ist der Notar gekommen? Ich

will vor allen Dingen mein Testament vollziehen, welches er mir in gerichtlicher Form hat aufsetzen müssen."

„Mütterchen, er kann ja ein anderes Mal kommen," sagte Gabriele, ihr Entsetzen hinter einem Lächeln verbergend.

„Höre, Gabriele," erwiderte ihre Mutter mit schwächerer Stimme, der sie aber einen starken und befehlenden Nachdruck zu geben suchte: „Du mußt nicht alle die Zierereien der reichen Leute annehmen, die bei dem Worte Tod schaudern und eines schönen Tages die Welt verlassen, ohne an das, was sie sich, was sie den Ueberlebenden schuldig sind, zu rechter Zeit gedacht zu haben.... Wir haben mehr Muth ... wir armen Leute!... Wenn ich sage „arme Leute", ist es in der Erinnerung und Gewohnheit von ehedem!... Ich glaube wirklich, daß ich mich eigentlich noch nicht daran gewöhnt habe, reich zu sein! Es ist auch eben so gut, reich oder arm, man kann nichts mitnehmen in die andere Welt und ich habe recht gethan, mich an das Alles nicht zu sehr zu gewöhnen!... Nun Muth! geh', mein Kind, erkundige Dich, ob der Notar nicht, während ich schlummerte, gekommen ist."

Yves blieb allein mit Madame Rémond, die kranke Frau erinnerte ihn nur wenig an die gemeine Frau, die ihm so sehr mißfallen hatte. Er fand selbst in dieser ernsten Resignation, die dem Mittelstande eigen zu sein pflegt, einen Muth, den er bewunderte. Er dachte,

daß das Zartgefühl Gabriele's, mit dieser moralischen Kraft vereinigt, deren Werth denen, die sie besitzen, unbekannt ist, eben den mächtigen Zauber hervorgebracht haben müsse, der die natürliche, einfache junge Frau so anmuthig und hinreißend machte.

„Sehen Sie ... mein Schwiegersohn,“ sagte Madame Rémond mit vertraulichem Tone, „meine Sache ist beendet, ich weiß es. Ich hatte dem Doktor gesagt, daß er mir die Wahrheit sagen möge! Nun, ich empfehle Ihnen Gabriele, das liebe Kind!... Sie ist so unschuldig, so gut, so verständig!... Denken Sie nur, erst vorgestern ... sie weiß nicht, daß ich es gehört habe ... hat sie ihren Cousin Georg fortgeschickt ... damit man nicht über seine Besuche sprechen möge, während sie hier ist!... Ich weiß wohl, daß es eine Pflicht ist ... Nichts zu thun, was dem Rufe schaden kann, das ist in der Ordnung! Aber....

„Still!... da ist sie ... der Notar kommt mit ihr!...“

„Lassen Sie uns eilen, Herr Notar, denn ich habe noch andere Geschäfte. Nach den Angelegenheiten dieser Welt die der anderen!... Und ich erwarte den Herrn Prediger. Lassen Sie uns den Hokuspokus rasch beseitigen!...“

Der Notar setzte sich, und wollte vorlesen....

„Gut!... es ist ganz recht so,“ sagte sie, „die Sache ist einfach: die Kinder hier erben Alles, so ist

es gerecht, es kommt ihnen zu!... Der Vater Rémond hinterließ vor zehn Jahren vier Millionen, ich habe noch mehr als eine dazu gespart!... Sie werden das finden! Nur einige kleine Vermächtnisse habe ich gemacht.... Hunderttausend Franken an Nachbarn, die im Handel Unglück gehabt haben und zu alt sind, um von Neuem zu erwerben!... Einige kleine Geschenke an alte Freundinnen ... und dann ... und das wünschte ich von Euch, meine Kinder, gebilligt zu sehen, zweihunderttausend Franken an Georg Rémond!..."

Der Zustand der Kranken war jetzt so beruhigend, daß die Anordnungen, die sie jetzt traf, wirklich nur auf die Zukunft Bezug zu haben schienen. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr fort, als fühle sie sich zu diesem Geständniß verpflichtet:

„Der arme Georg!... ich mache mir Vorwürfe seinetwegen; ich habe die ihn betreffenden Absichten meines verstorbenen Mannes nicht erfüllt.... Er war der Sohn seines Bruders, eines Bruders, den er liebte, und sein Wunsch in Betreff seiner war ... daß unser Vermögen ... unsere Tochter ... Alles diesem Neffen gehören sollte, der ein sehr guter Junge ist. Wenn Gabriele nicht glücklich geworden wäre? wenn Sie, mein Schwiegersohn, sie nicht glücklich machten? Ich würde, die Wahrheit zu sagen, mit schrecklichen Selbstvorwürfen in die andere Welt gehen."

Und als Madame Rémond schwieg, sahen Yves

und Gabriele einander so sonderbar an, daß sie davon betroffen wurde.

„Was bedeutet denn dies?“ sagte sie beunruhigt: „sollte nicht Alles in Ordnung sein?“

Die junge Frau fürchtete ihre Fragen und wollte ihnen zuvorkommen. Sich dicht an das Gesicht ihrer Mutter schmiegend, sagte sie ihr lächelnd und mit schmeichelndem Tone:

„Du bringst ... Deine Kinder ... in Verlegenheit ... nachdem Du sie erst betrübt hast!... Beunruhige Dich über nichts! Du warst immer eine vortreffliche Mutter und Deine Tochter dankt Dir für Alles, was Du für sie gethan hast!“

Gabriele sprach so leise, daß Yves sie nicht verstehen konnte, er konnte nicht einmal ihr Gesicht sehen und ihre Empfindungen auf demselben lesen.... Er vermuthete, daß das Geständniß ihrer Mutter ihr Kummer mache....

Ihre Lage erschien ihm grausam ... er litt wirklich ... indessen ermannte er sich und sagte, nicht ohne Verwirrung:

„Seien Sie überzeugt, ... daß ich ... das Glück Ihrer Tochter wünsche ... und Alles was in meinen Kräften steht ... thun werde ... um es zu sichern!“

„Nun gut!“ erwiderte Madame Rémond, „ich glaube, wenn ich dem guten Georg ein kleines Vermögen hinterlasse, das ihm Wohlstand und Unabhängigkeit

gewährt, werde ich dem lieben Manne da oben entgegentreten können, ohne seine Vorwürfe über meine Eitelkeit zu fürchten, die aus seiner Tochter eine große Dame machen wollte. Aber wenn ich sie nicht zugleich zu einer glücklichen Frau gemacht hätte ... dann weiß ich nicht, wie er mich empfangen würde!... indessen, sie hat sich nie beklagt, wenn ich sie fragte, sie hat Sie immer gelobt ... das beruhigt mich!...“

Yves von Mauléon erkannte jeden Augenblick mehr die Vortrefflichkeit und Güte von Gabriele's Charakter.

In diesem Augenblicke entfernte eine Anfrage der Marquise, die Gabriele schriftlich beantworten wollte, diese von dem Bett ihrer Mutter; Yves, der sah, daß Madame Rémond leise mit dem Notar sprach, entfernte sich auch und setzte sich an ein Fenster, um sie nicht zu stören. Indem er nun so auf die Menge herabsah, die auf dem Boulevard wogte und in der Straße Vivienne, die so geräuschvoll und frequent ist, daß man jeden Augenblick glauben muß, nur ein außergewöhnliches Ereigniß könne eine solche Bewegung veranlassen, dachte er nicht an das, was er sah, sondern nur an die sonderbare Lage, in die er sich versetzt, an das Versprechen, das er so eben gegeben hatte, und an die Mittel, dasselbe zu erfüllen. Madame Rémond hatte schon zwei Mal seinen Namen genannt und

Gabriele war in das Zimmer zurückgekehrt, ohne daß er es bemerkt hatte.

Sie sah sich also gezwungen, sich ihm zu nähern, um ihn seiner Träumerei zu entreißen und ihm anzukündigen, daß ihre Mutter mit ihm zu reden wünsche.

Als sie zusammen zum Bette traten, hatte Madame Rémonds Gesicht einen sonderbaren Ausdruck von Ueberraschung und Unzufriedenheit.

„Was höre ich, Herr Herzog von Mauléon?“ So pflegte sie Yves mit viel Pathos und Feierlichkeit zu nennen, wenn sie von ihm auf irgend eine Weise beleidigt war. „Was höre ich? Sie haben, wie der Herr Notar mir sagt, die Einkünfte von der Mitgift Ihrer Frau nicht angreifen wollen? Denn Ihre Frau ist Gabriele Rémond! Ihre Einkünfte sind die Ihrigen! Ich wollte nicht, oder vielmehr, so unbewandert sie auch in allen Geschäften ist, sie wollte nicht, daß Ihre gemeinschaftliche Einnahme durch den Heirathscontract getheilt würde, wie es die meisten reichen Leute jetzt machen. Sie hat verlangt, das gute Kind! daß Sie Herr über Alles sein sollten und daß, selbst für den Fall des Todes, ein bedeutender Theil des Vermögens Ihnen allein zufallen soll, was man immer vorher bedenken und bestimmen muß, nicht wahr, Herr Notar?“

Der Notar verbeugte sich, zum Zeichen der Uebereinstimmung mit den Anordnungen, auf die Madame Rémond anspielte.

„Und," fuhr sie, wie erstickt durch die Idee, die sie ausgesprochen hatte, fort, „Sie, mein Herr, Sie haben nicht einen Sou von dem Allen angerührt! Sie haben dem Notar das Geld zurückgeschickt!... Pachtgelder ... Zinsen ... Alles hat er zurückerhalten!... Was soll das bedeuten? Glauben Sie, daß dieses Geld Ihnen die Finger verbrennen würde?... Es ist rechtschaffen erworbenes Gut, mein Herr Herzog, das Niemand schänden kann; man kann dies nicht von Manchen sagen, die stolz auf ihre Reichthümer sind!... und es ist besser, Handel mit Eisen zu treiben, als solchen Handel, wie er heut' zu Tage so häufig getrieben wird! Die Rémonds können Jeden dreist ansehen und wenn wir nicht Titel und Adel haben, so haben wir den Titel der Rechtschaffenheit, der (ohne Sie, Herr Herzog, beleidigen zu wollen, sei es gesagt) mehr als mancher andere und höhere werth ist!..."

Die durch Madame Rémonds Empfindlichkeit hervorgerufene derbe Beredsamkeit derselben würde sich noch nicht mit diesen Worten begnügt haben, wenn Yves sie nicht unterbrochen hätte, durch die Versicherung von seiner tiefen Ueberzeugung von der tadellosen Rechtschaffenheit der Familie Rémond mit dem etwas verlegenen Hinzufügen, daß er dem Notar das Geld nur zurückgeschickt habe, weil er dessen nicht bedurft.

„Kein Geld bedurft haben," entgegnete Madame Rémond immer verwunderter, „keins bedurft!... Und

womit wollen Sie Ihren fürstlich eingerichteten Haushalt bestreiten? Bedienten, gekleidet wie die Generale, und Pferde logirt wie Minister!... zwischen Marmor und Vergoldungen!... Und Sie wollen mir weiß machen, daß Sie kein Geld bedürfen?... aber ich lasse mich nicht betrügen, wie man ein Kind betrügt; und wenn Gott mich leben läßt, muß ich genau wissen, wie das zusammenhängt, und dafür sorgen, daß Alles wird, wie es sein muß.

„Aber das ist noch nicht Alles, mein armes Kind! Du weißt noch nicht, was geschieht? Ich glaubte Dich an einen großen Herrn zu verheirathen ... und er ist ein Geschäftsmann!... Dein Mann hat sich in Speculationen eingelassen!... Er hat sogar schon Geld gewonnen!... O, mein Gott! man kann wohl mit Recht sagen, daß diese Revolutionen Alles umgestaltet haben!... Herr von Mauléon! ein junger Mann von Stande! ein Elegant!... ein Herzog!... macht Geschäfte wie ein Procurator! Wer hätte das gedacht?“

Die Ueberraschung und der Kummer der Madame Rémond bei dieser Vorstellung, selbst die Art Unwillen, den sie nicht zurückhalten konnte, riefen ein Lächeln des Notars, das er hinter dem Testamente, das er in der Hand hielt, zu verstecken suchte und einen so moquanten Zug auf dem Gesichte Mauléons hervor, daß die arme Madame Rémond davon ganz bestürzt wurde.

Gabriele allein blieb traurig und von tödtlicher

Kälte durch und durch erstarrt. Sie glaubte, daß, nun entschlossen, nicht mehr mit ihr, sondern mit einer Anderen zu leben, Mauléons Zartgefühl auf diese Weise ihre Interessen gesondert und sich eine Unabhängigkeit geschaffen habe, die die letzten Bande, die sie mit einander vereinigten, zerriß.

Madame Rémond sah das traurige Gesicht ihrer Tochter.

„Und Du versicherst, glücklich zu sein, Gabriele?“ sagte sie, mit sichtbarer Unruhe; „glücklich!... Aber welches Glück kann eine Ehe wie die Deinige darbieten, wo nicht Alles so ist, wie es Gebrauch und Sitte erfordert, wo nicht einmal, weder am Tage der Verheirathung noch später, Hochzeit war? Ich weiß wohl, daß in der Gesellschaft, die man die große und auch zuweilen „die schöne Welt“ nennt, nicht Alles so zugehen kann, wie bei den kleinen Leuten.... Doch giebt es Gebräuche, die in jedem Stande beobachtet werden. Und es sind bei Eurer Ehe auf jeden Fall sonderbare Umstände, die ich mir nicht erklären kann. Was nicht klar ist, dem ist nicht zu trauen! Siehst Du.

„Nun!“ fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu. ... „Ihr sagt nichts? Ihr schweigt alle Beide, als ob Ihr stumm wäret, oder die Wahrheit nicht sagen könntet; und doch, wenn meine Tochter nicht zufrieden wäre ... wenn sie mich täuschte? wenn ich schlecht gewählt hätte?...“

Die matte Stimme der Madame Rémond war schon bei den letzten Worten immer schwächer geworden; sie wurde noch unverständlicher, je gerührter die Kranke wurde.

„Was werde ich denn dort oben sagen, wenn ich Rechenschaft von dem Glücke meines Kindes ablegen soll?“

Gabriele näherte sich zärtlich, küßte die Hand ihrer Mutter, drückte sie an ihr Herz, konnte aber kein Wort reden. Ihre Stellung zu ihrem Manne, die Unruhe, die die plötzliche Veränderung der Krankheit hervorgerufen hatte, bewegten sie so heftig, daß sie nicht reden konnte.

„Was! nichts? und ich fühle meine Kräfte schwinden.... Ich muß es gestehen, ich habe in der besten Absicht die Zeit, die mir noch blieb, abgekürzt!... Ich wollte mit Dir reden, mein Kind ... wollte mit diesem Manne reden, dem ich Dich lassen muß ... und um meine Gedanken zusammenzuhalten ... habe ich eine gute Herzstärkung nach meiner Art, ohne Wissen des Doktors genommen.“

Gabriele schauderte.

„Ja, ich habe mir Kräfte gegeben, wie Du siehst und doch noch zu wenig, denn was ich gehört habe, von dem Vermögen, das er nicht annehmen will ... und Alles, was ich darüber gedacht und gesagt habe, hat

mir nicht Zeit gelassen, Deinem Manne Alles, was ich wollte, an's Herz zu legen."

Dieser näherte sich und sagte sanft und mit herzlichem Tone:

„Beurtheilen Sie mich nicht ungerecht, nein! ich weiß den ganzen Werth Ihrer Tochter zu schätzen, und, ich wiederhole es, sie soll glücklich sein! Niemals, ich schwöre es Ihnen, soll ihr Glück durch mich gestört werden!... Der Schwur, den ich hier ablege, ist der Schwur eines Mannes von Ehre, der noch nie sein Wort gebrochen hat."

Gabriele weinte. Die Kranke reichte Yves die Hand.... Er drückte dieselbe mit einer Empfindung von Achtung und Zärtlichkeit; weit entfernt von den Empfindungen, die sie sonst in ihm erregt hatte.

Der Arzt kam; er fand Madame Rémond kränker als am Morgen, und sehr erschöpft. Er verlangte, daß Niemand als ihre Tochter und die zu ihrer Pflege nöthigen Frauen im Zimmer bleiben sollten; verbot ihr, zu reden, zeigte indessen noch Hoffnung genug, um Gabrielen Muth und Kraft zu geben.

Yves kehrte zu seiner Großmutter zurück, mit dem Vorsatze, oft zu schicken und selbst zu kommen, um von Allem unterrichtet zu sein. Denselben Abend erhielt Madame Rémond die Tröstungen der Religion. ... Zwei Tage vergingen noch im Wechsel von Furcht und Hoffnung. Yves kam zuweilen, kehrte zu seiner

Großmutter zurück und schien sehr beschäftigt zu sein; dann nachdem er seine Befehle gegeben und seine Pflichten erfüllt hatte, ging er aus, und brachte den größten Theil seiner Zeit außer dem Hause zu, ohne je ein Wort darüber zu sagen, wie er sie anwendete.

Am dritten Abend kam er nach einer Abwesenheit von mehreren Stunden nach Hause und wunderte sich, die Marquise nicht in ihrem Zimmer zu finden, als Dieselbe kam und Gabrielen bleich und in Thränen zerfließend mitbrachte.... Madame Rémond war nicht mehr. —

Gabriele hatte Fieber. Kummer und Anstrengung hatten diese kräftige und blühende Gesundheit schon erschüttert. Mit so viel Mitteln zum Glücke in das Leben getreten, hatten zu viele Prüfungen sie schon bei den ersten Schritten getroffen. Unter einem Anschein von großem Glück hatten sich eine so große Menge moralische Leiden versteckt und diese zerstören zu schnell und grausam die physische Schönheit und Kraft, als daß die junge Frau nicht auf eine Zeitlang eine Abnahme des festen Muthes, den sie aus der Quelle von Allem, was gut und erhaben war, aus einem edeln Herzen, schöpfte, hätte fühlen sollen.

Aber in wenigen Tagen fand sich Gabriele wieder im Besitz ihrer Gesundheit und ihrer geistigen Kräfte. Nachdem sie ins Geheim alle Vorbereitungen zu einer Reise gemacht hatte, machte sie sich eines Tages, wo

die Marquise ausgefahren und Yves, wie jetzt immer, abwesend war, auf den Weg nach Schloß Arnouville, und ließ folgenden, an ihren Mann gerichteten Brief zurück:

„Ich reise ab nach Arnouville, und wenn ich Ihnen diesen Vorsatz nicht anzeigte, so geschah es, weil ich glaubte, daß dessen Ausführung Ihre Wünsche wie die meinigen befriedigen würde, und weil ich um Ihret-, wie um meinetwillen die Besorgnisse und Vorwürfe, die Sie vielleicht ausdrücken zu müssen geglaubt hätten, vermeiden wollte. Ja, für Sie, für Ihre Großmutter und für mich ist diese Reise nothwendig.

„Ihre Großmutter, gewohnt, ihre Abende der Gesellschaft zu widmen, die die Trauer mich zu meiden nöthigt, glaubt sich verpflichtet, um meinetwillen ihren Gewohnheiten zu entsagen, sie leidet darunter. Da meine Traurigkeit mir durchaus kein Mittel gewährt, diese Opfer durch Zerstreuung zu belohnen, fühle ich um so schmerzlicher, daß ich sie betrübe; daß man in ihrem Alter nichts in seiner Lebensweise ändern kann, ohne es mit Unbehaglichkeit gewahr zu werden und ich würde untröstlich sein, einer vortrefflichen Frau, die ich so zärtlich liebe als innig verehre, Kummer zu verursachen.

„Was Sie anbetrifft? meine Gegenwart drückt Sie! Erinnern Sie sich an den gestrigen Abend. Da

ich meinen Schmerz nicht überwinden konnte, und keine Worte fand, Ihrer Großmutter, die sich umsonst mich zu trösten bemühte, zu antworten, erbot ich mich vorzulesen; aber wie bald mußte ich aufhören!... denn, wenn das Herz mit Schmerz erfüllt ist, scheint Alles, was man lies't, sich auf denselben zu beziehen. Es giebt Gedanken, Situationen, Sätze, die für uns geschrieben zu sein scheinen und so, Alles wieder findend, was das Herz beschäftigt, kann man seine Thränen nicht zurück halten. Die meinigen störten mich unwillkürlich; ich mußte auf das Lesen Verzicht leisten, sah aber recht gut durch meine Thränen Ihre Angst, Ihre Ungeduld, mit mir allein zu sein, den Wunsch, mit mir zu reden. Ja, ich hatte Alles gesehen, Alles errathen! ... und dennoch ... als Ihre Großmutter sich zurückgezogen hatte, kamen Sie zwar eilig zu mir, ... Ihre Hand nahm die meinige ... ich glaubte, daß Ihr Herz endlich sein Geheimniß verrathen würde ... daß Sie mir gestehen wollten ... was? ich kann es nicht sagen! ich wage kaum, es zu denken!... aber, statt zu reden ... wahrscheinlich durch die Furcht, mich zu betrüben, oder zu beleidigen, zurückgehalten ... blieben Sie stumm, bestürzt!... meine Hand stießen Sie zurück! meine Bitte hörten Sie nicht!... Sie gingen stürmisch fort, indem Sie sagten: Nein ich will noch nicht reden!... und kamen den ganzen Tag nicht nach Hause.

„Sie sehen also ein, daß ich auch um Ihretwillen

abreisen muß! denn meine Gegenwart würde Ihre Pläne nur stören und deren Erfüllung verzögern. Sie werden leicht begreifen, wie traurig meine Lage wäre, wenn meine Gegenwart Denen, die mich umgeben, nur Langeweile, Zwang und Traurigkeit auferlegte. Sie werden mit mir finden, daß sie unerträglich wäre; ihr zu entgehen ist Pflicht, ist das nicht wahr? Ich gehe also wegen Ihrer Großmutter, die nun wieder alle Abende die ihr Bedürfniß gewordenen Gesellschaften besuchen kann; Ihretwegen, dem nun nichts mehr Zwang auflegt, und ... meinetwegen auch!...

„Ich?... Sie wissen, daß ich auf dem Lande die vortreffliche Madame Ramel, meine Erzieherin, daß ich daselbst die Beschäftigungen meiner Kindheit finde ... und die Freiheit, deren Verlust mir so schmerzlich war. Ja, es machte mir Schmerz, meinen Kummer zu verbergen, und Schmerz, ihn getheilt zu sehen, und ich fühlte in diesem beständigen Kampfe alle Kräfte meines Geistes, meines Herzens und meiner Gesundheit täglich schwächer werden. Ich armes, junges, in der Einsamkeit und so einfach erzogenes Mädchen, daß eine Wolke, welche die Sonne verdunkelte, ein am frühen Morgen singender Vogel, eine den Tag über aufgeblühte Blume, große Begebenheiten für mich waren, die meine einsamen Stunden ausfüllten! Wenn mein Geist in den wenigen Büchern, die ich besaß, eine neue Idee suchte, so fand ich zugleich in denselben irgend

einen erhabenen und beruhigenden Gedanken, über unsere Bestimmung in dieser Welt und unsere Hoffnungen auf die künftige. Wie hätte ich ohne tödtliche Ermattung alle jene kleinen Details von dem, was man Vergnügungen nennt, wie die beständige Bemühung, meinen Kummer zu verbergen, ertragen können? Ach, ich begreife jetzt, wie sich alle Fähigkeiten der Seele abnutzen, wie alle lebendigen Eindrücke erlöschen. Wie haben die Frauen der Welt so jung alle Freuden und alles Leben erschöpft! Wie gelangweilt und gleichgiltig schmachten sie dahin! Wie beleidigen, verletzen oder entzücken diese tausend widersprechenden Erzählungen, diese entgegengesetzten Ansichten, diese Worte und Handlungen, die sich in Masse gegen eure Ruhe anhäufen, ohne daß die Welt sich Zeit nimmt, sie zu beurtheilen, ohne daß Lob oder Tadel sie belohnt, oder bestraft; ich begreife, daß die Seele, so betäubt und ermattet, endlich gegen Gutes und Böses gleichgiltig wird. Ich fing an, nicht mehr zu denken, als der Verlust, der mich jetzt betrübt, mir nur noch einen Gedanken ließ.... Ach! ich wollte der guten Mutter, die mich liebte, die siebzehn Jahre lang über mein Geschick wachte, um das sich künftig Niemand mehr bekümmern wird ... ja ich wollte der guten Mutter in der Erinnerung eine Zeit meines Lebens bezahlen, die kein anderer Gedanke jemals erreichen kann. Ich werde den Ort wiedersehen, wo sie meine Kindheit pflegte, wo ich Niemand kannt

als sie, wo ihre Güte mir das Leben so süß machte, wo das, was das Herz einer guten Mutter erfand, oft Alles übertraf, was der Geist begreifen kann. In Ruhe und Einsamkeit, von diesem lieben Bilde begleitet, werde ich ohne Zweifel meinen Muth und meine erschöpften Kräfte wieder gewinnen.... Die traurigen Eindrücke, die die Welt in meiner Seele gelassen hat, werden erlöschen ... denn man findet den Himmel in seinem Herzen, wenn man die Erde vergessen kann.

„Ich habe lange allein gelebt und kann vom Leben nur die Neigungen und die Gedanken beurtheilen. Alles Uebrige verwundert mich, ohne mir zu gefallen, und ich kann keinen Antheil daran nehmen. Wenn ich aber wieder so viel Energie werde gewonnen haben, um meinen Geschmack und meine Gewohnheiten beherrschen zu können, dann werde ich zurückkehren und sehr bereitwillig sein, Alles zu thun, was Sie Beide wünschen! ... Ich bitte den Himmel nur, daß er mich kein Hinderniß des Glückes Derer, die mich umgeben, sein lassen möge.

„Gabriele."

Einige Tage nachher erhielt Gabriele einen Brief aus Paris. Ihre Hand zitterte, indem sie das Siegel erbrach, denn der Brief war von Yves von Mauléon. Eine traurige Ueberraschung zeigte sich auf ihrem Gesichte, als sie ihn erbrochen hatte; es waren so wenige Zeilen, so wenige Worte in folgendem Briefe:

„Ich habe Ihrer Mutter versprochen, Alles, was in meinen Kräften steht, zu thun, damit Sie glücklich werden und ich wünsche mein Versprechen zu halten. Also wird Ihr Wille Ihr Loos bestimmen. Ihre Wünsche sind zu verständig und einfach, um nicht erhört zu werden ... und der Himmel giebt zuweilen sogar mehr, als man zu bitten wagte!

„Yves."

Gabriele las diesen Brief, und las ihn wieder, aber jedes Mal legte sie den Worten, die er enthielt, einen andern Sinn unter, denn der Sinn eines Briefes ist sehr verschiedenartig zu deuten. Ein Brief ist eine Hieroglyphe, deren Geheimnisse nur die Eingeweihten allein errathen können, und auch diese betrügen sich noch oft über die Geltung und Bedeutung dessen, was man sagen wollte. Dieselben Worte, dieselben Redensarten können einen so verschiedenen Sinn haben!

Wer stand nicht schon ungewiß und nachdenkend vor einem wichtigen Briefe und legte den Worten, die er enthielt, die verschiedenartigsten Bedeutungen unter? oder knüpfte in wenigen Augenblicken an dieselben Worte den entgegengesetztesten Sinn? Man denkt sich den Ausdruck des Gesichts des Schreibenden, denkt sich ihn gleichgiltig, geringschätzend, dringend, liebevoll, zärtlich, oder leidenschaftlich, und findet, daß die Erklärungen, die man am meisten wünscht, sich eben so gut mit

den hundert Mal wieder gelesenen Redensarten vereinigen lassen, als die, welche man am meisten fürchtet.

So machte es Gabriele mit dem Briefe von Yves; und als sie durch die triftigsten Gründe von der Welt die Empfindungen, die bei Abfassung dieses Briefes vorgewaltet hatten, genau zu kennen glaubte, fand sie wieder eben so viele und eben so triftige Gründe, um den Ausdrücken des Briefes ganz entgegengesetzte Empfindungen unterzulegen.

Da nahm die junge Frau das wunderbare Papier, das so viel Gedanken erweckte, warf es in ein schönes Kästchen von weißem Atlas, zwischen Bänder und Juwelen; dann um die Gedanken zu verjagen, preßte sie die kleine Hand gegen die noch sorgenvolle Stirn und lief in den Park, oder beaufsichtigte die Arbeiter im Innern des Schlosses. Wenn man seinen Gedanken entfliehen will, muß man sich beschäftigen!

Sechstes Kapitel.

Schloß Arnouville.

Das Schloß Arnouville stammte aus dem achten Jahrhundert, es war ursprünglich, wie alle die alten Feudalbesitzungen, eine Festung gewesen, deren Besitzer souveraine Herren in ihrem Gebiete waren. Aber sie fanden in demselben nur Sicherheit hinter Felsen, Mauern, Zugbrücken und Gräben und konnten nur auf Frieden rechnen, wenn sie immer im Vertheidigungsstande waren ... Alles, was zur Vertheidigung dienen konnte, umgab die unbequeme Wohnung der damaligen Burgfrauen, deren Männer, Brüder, Freunde, Söhne, Vasallen und Diener beständig unter den Waffen waren. Indem die folgenden Jahrhunderte ihre Zeit durch eine neuere Bauart bezeichneten, zerstörten sie nicht die charakterisirenden Spuren der früheren Epoche. Statt das Frühere zu zerstören, hatte man entweder einen Flügel angebaut, oder ein weitläufiges Gebäude daneben

aufgeführt. Das Gebäude war größer, aber auch unregelmäßiger geworden, sowohl in Hinsicht der Form und Bauart als der inneren Eintheilung, und bot eher den Anblick mehrerer an einander gebauter Schlösser, als den einer einzigen und eigenen Besitzung dar. Die letzten Bauten aber, die sich aus der Regierung Ludwigs des Vierzehnten herschrieben, zeigten alle Größe und allen Reichthum, die die Arbeiten eines Jahrhunderts charakterisirten, in welchem der Ruhm durch den Luxus verherrlicht wurde und wo die Pracht eine Pflicht der Mächtigen war. Seit dieser Zeit waren die alten Gebäude nur Anhängsel der Neueren.

Prachtvolle Gemächer, die von den geschicktesten Künstlern im glänzendsten Geschmack getäfelt, vergoldet, gemalt und decorirt waren, hatten endlich den großen Herren, die sie bewohnten, gestattet, Rang mit Glanz zu vereinen; aber mit den Gefahren war auch die Macht verschwunden. Sie hatten jetzt nur noch die Macht, die ihnen der Thron verlieh, und die bald mit ihm verschwinden sollte.

Diese reichen Appartements in allem ihrem früheren Glanze wiederherzustellen, hatte Gabriele sich zur Pflicht gemacht. Leute von anerkanntem feinem Geschmack leiteten, von tüchtigen Arbeitern unterstützt, diese Verbesserungen. Sie wollte, daß jeder Theil des Schlosses die Meubles und sonstigen Abzeichen des Zeitalters, aus dem er sich herschrieb, enthielte und an sich

trüge, einige aus früheren Zerstörungen gerettete Ueberbleibsel aus der Feudalzeit nicht ausgenommen. Jede Abtheilung der verschiedenen Bauarten enthielt eine aus den Schriftstellern der und früherer Zeit bestehende Bibliothek. Aus der ersten Zeit fanden sich nur einige, durch ihre Seltenheit unschätzbare Manuscripte; aber je weiter man kam, je umfangreicher wurden die Bibliotheken; so daß Gabriele beim siebzehnten Jahrhundert stehen bleiben mußte, wenn sie nicht entweder Anachronismen begehen, oder ein neues Schloß von ungeheurem Umfange bauen wollte.

Daß dieses Schloß der Familie von Fontenoy-Mareuil gehört hatte, daß es der Wohnsitz von Yves von Mauléons Ahnen gewesen war, und daß Alles in demselben an die Macht, den Ruhm und die Tugenden seiner Vorfahren erinnerte, reichte hin, um Gabriele's Interesse an demselben aufs Höchste zu steigern und die angelegentliche Sorgfalt zu erklären, die sie der Wiederherstellung desselben widmete. Sie wollte nicht nur den Glanz des Ranges wiederherstellen, nein! sie, die das Leben von seinem schönsten Gesichtspunkte aus betrachtete, fand in den Erinnerungen an die vortrefflichen Menschen und deren Thaten und Tugenden, welche die Annalen enthielten, die Portraits und Gemälde darstellten, eine Art Verpflichtung für Jeden, der zwischen diesen Denkmälern lebte, die Gegenwart der Vergangenheit würdig zu gestalten. Dieses männliche Gefühl

war es, was die Vorfahren bewog, alle Würden und Titel für die Achtung der Mit- und Nachwelt zu bestätigen und zu sichern. Aber kaum hat ein edler Geist einen schönen Gedanken gebildet, als eine schlechte Leidenschaft sich desselben bemächtigt; und mit dieser zum Beispiel, haben Stolz und Hochmuth bedeutend gewuchert.

Gabriele, immer mit dem Betragen, welches Yves gegen sie beobachtete und das ihr ein Geheimniß zu bergen schien, beschäftigt, fand eine Milderung ihres Kummers in der Sorgfalt, die sie den Arbeiten, die sie angeordnet hatte, widmete. Auch fand sie großen Trost und Erquickung in der Einsamkeit dieses friedlichen Lebens, das sie, von Jugend auf daran gewöhnt, nur auf kurze Zeit verlassen hatte, um gleich in einer ihr fremden Welt so bittre Erfahrungen zu machen.

Aber nach einigen Tagen erschien diese, früher so sehr geliebte Einsamkeit ihr etwas einförmig; nach einigen Wochen war sie ihr drückend, nach zwei Monaten unerträglich. Doch nicht nach der Welt, nicht nach den Festen und Vergnügungen derselben sehnte sie sich. Von Allem, was sie außer den Freuden ihrer friedlichen Kindheit kennen gelernt hatte, blieben ihr nur zwei Erinnerungen, Yves und seine Großmutter!

Einst hatte Gabriele, noch trauriger als gewöhnlich, an die Marquise geschrieben und dieses Mal sie nicht, wie in ihren ersten Briefen, gebeten, nicht zu

antworten; sie wünschte im Gegentheil, Alles zu erfahren, was sich seit ihrer Abwesenheit hier zugetragen hatte. Sie nannte Yves nicht, aber gegen ihren Willen hatte ihr Brief einen Ausdruck von unruhiger Neugier. Das Geheimniß, welches sie seit ihrer Verheirathung der Marquise verbarg, war zwar noch durch ihr Schweigen und selbst durch Worte voll Zauber, in denen sie der Marquise ihre Verehrung und Dankbarkeit und ihr Glück, derselben durch ein liebes und geheiligtes Band anzuhören, aussprach, verschleiert; aber dieser Brief athmete eine so tiefe Betrübniß, daß die Marquise davon betroffen wurde und ihr bald darauf folgende Antwort schrieb:

„Was giebt es denn, liebe Gabriele? giebt denn Yves Ihnen nicht pünktlich Nachricht von uns Beiden? Ich gebe ihm jeden Tag einige Aufträge an Sie; bestellt er sie nicht? ist er zu beschäftigt, um seine Empfindungen mitzutheilen und zu berichten, wie es uns geht? Kurz, was giebt es, daß Sie nach den Briefen der alten Mutter verlangen, der das Schreiben so schwer wird, da Sie doch den jungen Sohn haben, dem es eine Freude sein muß? Aber ich gestehe, daß, hätten Sie auch keine Antwort verlangt, der Ton Ihres Briefes doch die Lust an Sie zu schreiben in mir erweckt haben würde. Ja, ich muß bekennen, daß er eine Menge Betrachtungen

hinsichtlich Ihres Glückes, das jetzt mein Theuerstes auf der Welt ist, veranlaßt hat.

„Sie wissen, mein liebes Kind, wie viel Schwierigkeiten sich diesem meinen Wunsche, zu schreiben, entgegensetzen. Meine Augen sind schwach, meine Hand zittert gewöhnlich und ich kann immer nur wenige Zeilen hinter einander schreiben. Auch fange ich zwar heute diesen Brief an, doch werden bis zu seiner Vollendung wahrscheinlich viele Tage vergehen. So oft ich Zeit habe und meine Gesundheit es erlaubt, werde ich mit Ihnen plaudern und wenn ich auf diese Weise einige Seiten gefüllt habe, sie Ihnen senden.

„Yves hat mir die Stelle Ihres ersten Briefes, wo Sie von mir reden, vorgelesen. Ich habe darin Ihr gutes Herz und Ihren Verstand erkannt, aber doch recht sehr bedauert, daß Beide Sie zu diesem etwas übertriebenen Schritte vermocht haben. Ohne Betrübniß hätte ich um Ihretwillen den Gesellschaften, an die ich gewöhnt bin, entsagt, obgleich die Einsamkeit mehr für die Jugend als für das Alter paßt ... in der Jugend beschäftigt man sich viel damit, sich die Zukunft nach den Wünschen des Herzens auszumalen; im Alter denkt man allein an die Vergangenheit, die man oft lieber vergessen möchte! Aber wenn Sie, mein liebes Kind, bei mir sind, lebe ich in Ihnen und nicht

mehr in mir, und ich eigne mir so sehr Ihre Gedanken an, daß ich am Ende noch dahin kommen werde, mich erst siebzehn Jahre alt zu dünken. Sehen Sie, wie lieb ich Sie haben muß!

„Wenn Sie nicht, ungeachtet Ihrer Jugend, durch den bloßen Instinkt Ihres Herzens, vernünftiger wären, als Alle, die ich je gekannt habe, so würde ich Ihnen nicht zu sagen wagen, was in dem Betragen meines Enkels mich verwirrt und beunruhigt. Vielleicht handeln Sie unrecht, ihn in dem ersten Monaten einer glücklichen Ehe zu verlassen. Das Glück und die Liebe sind zarte Blumen, die, um sie unverletzt zu erhalten, beständiger Pflege bedürfen. Außerordentliche Entschlüsse sind ihnen immer gefährlich und sind nur durch die] schwierigsten Umstände zu entschuldigen, wo sie zuweilen erwünschte Veränderungen herbeiführen können. Diese Trennung von mehreren Monaten kann ich gar nicht mit Ihrer umsichtigen Vorsicht in allen Angelegenheiten des Lebens zusammenreimen. Sollte hierüber nicht ein Geheimniß obwalten, welches ich nicht ergründen kann? Einige Worte, oder vielmehr ein spöttischer Zug von Frau von Savigny, als sie neulich zu Yves über seine Ehe sprach, haben in mir, vielleicht in Folge des Eindruckes, den Ihr Brief auf mich gemacht hatte, ich weiß nicht welche Furcht erweckt, und ich habe mich seitdem bemüht,

die Meinungen und Handlungen meines Enkels genau kennen zu lernen.

„Was seine Gedanken und Meinungen anbetrifft, so entschlüpft er allen meinen Fragen durch ausweichende Antworten. Was er mir erwidert, ist oberflächlich und wenn ich ihn durch beharrliche Fragen über das, was er denkt und thut, in die Enge treibe, entgeht er durch einen Scherz Allem, was ich Ernstes mit ihm reden will. Obgleich er sich das Ansehen des größten Vertrauens gibt, weiß ich doch nach stundenlanger Unterhaltung nicht mehr als vorher.

„Seine Handlungen kann ich nun vollends gar nicht allein kennen lernen, da ich ihn nur beim Diner sehe. Ich erfahre nur, daß er ganz andere Gewohnheiten angenommen hat; sonst stand er spät auf und verließ das Hotel nur, um gegen vier Uhr einen Ritt zu machen. Jetzt verläßt er das Haus alle Morgen um acht Uhr, und bleibt selten Abends bis Mitternacht aus. Zuweilen sogar bringt er den ganzen Abend mit Schreiben zu, worüber Sie gewiß die sicherste Auskunft geben können, denn an wen sollte er schreiben, als an Sie? Da ich indeß durch mich allein auf keine Weise erfahren konnte, was er außerhalb des Hauses treibt, habe ich Herrn von Marcenay beauftragt, mir darüber Auskunft zu verschaffen; es versteht sich, daß er darin nur eine Neu=

gierde, oder großmütterliche Wachsamkeit sehen kann und daß Ihrer dabei auf keine Weise gedacht wurde.

„Es gehört die ganze Neigung das Herrn von Marcenay, sich mit den Angelegenheiten Anderer zu befassen, dazu, damit er sich überhaupt jetzt mit solchen Sachen beschäftigt. Seit er Redakteur eines Journals ist, ist er plötzlich ein wichtiger und reicher Mann geworden, was um so sonderbarer ist, als das Journal ihm nichts einbringt, er bei jeder Subscription verliert und so die Minister auf seine Kosten zu halten scheint. Aber was er auf der einen Seite verliert, gewinnt er auf der andern und scheint sein Schäfchen schon ganz im Trocknen zu haben. Wie Alle, die früher gar nichts hatten, spricht er unaufhörlich von dem, was er besitzt, von seinen Vollblutpferden, seinen kostbaren Meubeln, u. s. w.

„Dieser Wohlstand ist so plötzlich gekommen, daß er sich noch nicht ganz hat daran gewöhnen können. Es scheint sogar, daß er sich fürchtet, ihn verschwinden zu sehen, ehe er seiner recht froh geworden ist; denn er läßt nicht eine Minute vergehen, ohne sich und Andere daran zu erinnern.

„Nachdem ich ihn einige Tage nicht gesehen hatte, traf ich ihn endlich gestern bei Frau von Savigny. Indem ich von dieser Soirée zurückkehre, schreibe ich Ihnen Wort für Wort, was er sagte, um nichts davon zu vergessen.

„— Ihr Enkel, unser lieber Yves, scheint närrisch zu werden, denn seine Lebensart ist jetzt so verständig, daß ich ihn an keinem unserer sonstigen gemeinschaftlichen Vergnügungsorte mehr treffe.

„— Ich hätte allen fashionabeln Gewohnheit entsagen müssen, um ihn zu finden; Niemand sieht ihn; ich habe mich genöthigt gesehen, ihn gestern Schritt vor Schritt verfolgen zu lassen, um Nachricht von dem, was er vornimmt, geben zu können. Ich hatte mit diesem Geschäfte einen jungen Mann beauftragt, den ich für mein Journal dazu benutze, mir täglich alle Gespräche des Publikums und alle Vorfälle und Begebenheiten, die einen Theil unserer Colonnen füllen, genau zu berichten, und der diesen Auftrag vortrefflich erfüllt. Mit welchem Teufel von Manne, schrie er eintretend, habe ich heute zu thun gehabt! Es ist mir noch nicht möglich gewesen, herauszuklügeln, zu welchem Stande er eigentlich gehört. Vom frühen Morgen an war er im Palais, wie ein Prokurator! Es ist wahr, daß Berryer für ein Vergehen gegen die Presse plaidirte! ... Aber darauf lief Ihr junger Mann hin, um einen Professor über politisches Recht zu hören; von da ging er nach der Deputirtenkammer, wo ein berühmter Redner von der Oppositionspartei auftrat; alsdann gingen wir nach der Börse, wo er mehrere Geschäfte machte. Aber was mir am lustigsten vorkam, war, daß er den Abend an einem Orte zubrachte,

wo einige Männer von seinem Alter alle Abende zusammenkommen. Ich hielt dies Anfangs für eine Art Jockey-Clubb. O! weit gefehlt! hier werden nur wichtige und ernste Sachen verhandelt; man erörtert politische Fragen; Jeder redet, wenn ihn die Reihe trifft, mit lauter Stimme. ... Man sagt, daß dies Vorstudien für Deputirte sind; ... daß man daselbst reden lernt, als gäbe es nicht schon Leute genug, die so viel reden, daß man sein eignes Wort nicht mehr versteht! Uebrigens hat er mich nicht lange wach erhalten; um elf Uhr ging er nach Hause. ... Aber, fügte mein junger Mann hinzu, Herr von Marcenay beliebten zu scherzen, als Sie mir sagten, daß dies der Herr Herzog von Mauléon sei. Es ist vielleicht sein Secretair oder der Sohn seines Castellans. Kann denn ein reicher und vornehmer Mann eine solche Lebensart führen?

„— Sehen Sie, Frau Marquise, fuhr Herr von Marcenay geringschätzig fort, solchen Urtheilen setzt Ihr Enkel sich aus! Was soll das Alles vorstellen? Ist er überspannt, habsüchtig oder ehrgeizig geworden? Ich, der ich ihn nie anders als gelangweilt sah, kann ihn jetzt durchaus nicht begreifen und überlasse es Ihrem Scharfsinne, dieses Räthsel zu lösen!“

„Seit dieser Unterhaltung mit Herrn von Marcenay sind mehrere Tage vergangen. Yves ist sonderbarer als je! Indessen kann ich mich nicht über ihn beklagen, er ist viel aufmerksamer und liebevoller gegen

mich, als sonst; er erzeigt mir sogar kleine Aufmerksamkeiten, an die er nicht denken würde, wenn er nicht gesehen hätte, daß Sie sie beobachteten. Seine Traurigkeit ist verschwunden und mit ihr der Schatten von Langeweile auf seinem Gesichte. Er sieht beschäftigt, ja ganz eingenommen aus, aber immer mit der imposanten Ruhe, die ihm ein so edles Ansehen giebt, und mit den graziösen Manieren, die noch angenehmer sind, seit sie nie durch Muthlosigkeit oder Geringschätzung gestört werden. Alles erregt seine Theilnahme, selbst die politischen Angelegenheiten, insofern sie Großes oder öffentliche Interessen betreffen!... Kurz, ich erkenne in ihm nicht mehr den gleichgiltigen jungen Mann, dem Alles nur Ueberdruß machte! Seine Theilnahme wird jetzt durch viele Gegenstände erregt. Einen derselben hätte ich wohl kennen mögen, da er für ihn von großer Wichtigkeit schien, denn ich hörte ihn, wie zu sich selbst die Worte sagen: „Ja, in acht Tagen wird es entschieden sein!" ... Dieser Gegenstand beschäftigte ihn so ausschließlich, daß er die Speisen, die er sich genommen hatte, unberührt abnehmen ließ. Als ich am Ende des Diners, nachdem er abermals in Gedanken die Worte: „in acht Tagen! ..." wiederholte, ihn, nachdem ich ihn lange schweigend betrachtet, auslachte, wurde er erst gewahr, daß er im Begriff war, vom Tische aufzustehen, ohne gegessen zu haben. Er theilte meine unwillkürliche Lustigkeit, scherzte sehr heiter über

seine Zerstreuung, aß mit sehr gutem Appetit und sprach sehr lebhaft; aber es entschlüpfte ihm auch nicht ein einziges Wort, das mir Aufschluß über seine Zerstreuung geben konnte.

„Das, meine liebe Gabriele, ist Alles, was ich beobachtet und erfahren habe. Vielleicht finden Sie, deren Geist so fein und eindringend ist, das Wort des Räthsels, wenn es anders Ihnen nicht schon bekannt ist! Möge zwischen Ihnen und Yves kein anderes, als das des Glückes sein!

„Was soll ich Ihnen von mir sagen? In meinem Alter, das, wie ich bei einigen Frauen sehe, eine verlängerte Kindheit ist, die mehr Mitleid als Neid erregt, sind die heiteren Gedanken selten. Aber es giebt doch noch süße auch in diesem Alter, wenn man Freuden um sich her verbreiten, wenn man vor allem Anderen vergessen kann! ... Aber Gott behüte mich, mein Kind, an Glück und Liebe zweifeln, oder dieselben Anderen verdächtigen zu wollen! Denn selbst dieses Leben hat alle Materialien zu einem schönen Gebäude und es ist vielleicht nur unsere Schuld, wenn dieselben so zerstreut werden, daß sie nie ein Ganzes bilden können. Aber ach! es ist leider nur zu wahr, daß gewöhnlich, wenn man einige zusammengefügt zu haben glaubt... man nur ein Kartenhaus gebaut hat!... Diese Schlösser ergötzen die Kinder; sie glauben gut gebaut zu haben; der erste Einsturz verwundert sie, ohne sie zu ent-

muthigen, sie fangen von Neuem an und die Zeit geht hin! Ist es unsere Schuld? oder hat dem höchsten Wesen diese Art der Täuschung für so vergängliche Geschöpfe hinreichend gedünkt? Ich weiß es nicht! ... und kann nur wiederholen: Laßt uns anbeten, dulden und ausharren!

„Bei Ihnen, meine liebe Gabriele, lasse ich mich immer hinreißen von diesen Träumereien, die die Welt nicht gestattet, aber die in Gesellschaft Derer, die sie theilen, unwillkürlich sich einstellen. Ich habe bemerkt, daß der Geist Jedem darbietet, was für ihn paßt und worin die Gemüther einander begegnen. Noch muß ich Ihrer schönen Blumen erwähnen, Ihrer munteren Vögelein, von denen Sie singen lernten, aber bald die Lehrer übertrafen! ... Aber ich habe hier, ungeachtet der Rückkehr des Frühlings, weder Nachtigall, noch Lerche, noch Lust; Alles hat mich verlassen und wird nur mit Ihnen zurückkehren. Möge es bald sein! Oder Sie werden Ihre alte Großmutter auf Schloß Arnouville begrüßen, ich sage es Ihnen vorher!

„Die Marquise von Fontenoy-Mareuil.“

Warum belebte dieser Brief das ganze Herz der jungen Frau? warum lief sie am anderen Morgen, ein ausgelassenes Kind, wie sonst mitten durch die Gesträuche und Dornhecken? Wer kann es sagen? Das Herz hat Geheimnisse, die Niemand begreifen kann.

Ohne Zweifel wirkte der Einfluß der schönen

Jahreszeit auch auf Gabriele. Als sie vom frühen Morgen an alle Hütten und alle Pachthöfe besuchte, wo sie gekannt und angebetet war, theilte sie freundliche Worte; Hilfsleistungen und Geschenke aus. Ueberall, im Dorfe wie im Schlosse, schien ein Fest zu sein, denn das trübe, regnigte Wetter hatte plötzlich seit einigen Tagen einem glänzenden Sonnenschein Platz gemacht, der die Natur durch Entfaltung aller seiner Macht für sein langes Ausbleiben entschädigte. Eine brennende Hitze trocknete den noch so kurz zuvor gefrorenen Erdboden und schien durch ihren Einfluß das verspätete Wachsthum beschleunigen zu wollen. Die Blumen, die Bäume, die Vögel, Alles erwachte zu den ersehnten Freuden des Frühlings! Es war ein Fest im Himmel und auf der Erde, und der jungen Frau waren die Freuden ihrer Kindheit, die sie der Natur verdankte, noch zu gegenwärtig, um nicht alle ihre Wohlthaten dankbar zu genießen.

Der Morgen war also mit Besuchen im Dorfe heiter verstrichen; am Tage hatte Gabriele voll Freude den Arbeiten zu der neuen Einrichtung, die heute vollendet wurden, einen letzten billigenden Blick geweiht; als der Abend kam, suchte sie ein einsames Plätzchen im Park, wo sie ihren Gedanken und Empfindungen ungestört nachhängen konnte. Planlos verfolgte sie eine Allee; ihre mit weicher Hingebung gefaltenen Hände, ihr sanft geneigtes Haupt, Alles an ihr, bis

auf ihren graziösen, nachlässigen Gang, bewies, daß sie in immer tieferes Träumen versank. Die ausnehmend ermattende Hitze des Tages war einer erfrischenden Kühle gewichen, die den Balsamduft der Blumen verbreitete. Ein sanfter Zephyr vervielfältigte und veränderte diese schmeichelnden Gerüche, die mit dem Abendwinde vereint und von ihm getragen, in den leichten Locken von Gabriele's schönem Haar und auf ihren frischen Wangen spielten, wie sanfte Liebkosungen, die eine leichte Rührung und ein Gefühl unbekannten Glückes in ihre Seele gossen. Noch nie war dieselbe so von ihr unerklärlichen Empfindungen durchdrungen gewesen.

Mitten in diesem Zustande süßer Bewußtlosigkeit und Hingebung an unbestimmte Hoffnungen und Erwartungen ertönte deutlich eine wohlklingende Stimme — die nicht von außen, sondern in ihrem Innern folgende Worte sprach:

„Der Himmel giebt zuweilen sogar mehr, als man zu bitten wagte!“

Und Gabriele sah unwillkürlich rings um sich her, um sich zu überzeugen, ob keine menschliche Stimme die Worte, die sie gehört hatte, ausgesprochen habe.

Aber sie sah vor sich einen weiten Rasenfleck, wo kein Baum, kein Gebüsch den kleinsten Gegenstand ihren Blicken entzog; sie war wirklich allein. Die ge=

heimnißvolle Stimme kam ohne Zweifel aus ihrem Innern, und Gabrielens Herz, an himmlische Eingebungen gewöhnt, erhob sich mit einem neuen Schwung von Vertrauen und Liebe zum Himmel, um ihm für seine Versprechungen zu danken.

Sie wollte indessen ihre Lage in's Auge fassen, wie sie war, diese unwillkürliche, trügerische Freude verbannen, um mit Ruhe die ganze traurige Wirklichkeit zu bedenken, und so kam die junge Frau gesammelt und nachdenkend an den Ort, den schon das junge Mädchen gewählt hatte, um ernsten Betrachtungen nachzuhängen. Sie fand die schönen Blumen der vergangenen Jahre wieder, die muntern Vögel sangen wie sonst, ein zarter, grüner und blumiger Rasen lud wie sonst zur Ruhe ein, und sich den erweichenden Eindrücken hingebend, streckte sie sich sanft auf den duftenden Rasen und wollte versuchen, ihre Seele, ihre Gedanken zu erforschen, das Gewissen, das ihr Führer gewesen war, zu prüfen; denn oft fragte sie sich, ob sie auch recht gehandelt habe, weil sie nicht glücklich war. Das unschuldige Kind glaubte, sich vor jedem Vorwurf sichern, heiße sich auch vor jedem Unglück bewahren. Aber umsonst strebte sie, ihre Eindrücke und Empfindungen zu zergliedern; zu viel wogte in ihrer Seele. Schweigen herrschte um sie her, der Tag neigte sich und der leichte Schatten, der die Gegenstände zu verschleiern begann, mußte um so mehr ihre Gedanken

auf ihr Inneres concentriren, da nichts Aeußeres sie mehr in Anspruch nahm. Aber der Abend war so schön! die Bäume so prächtig! die sanften Nachtigallen sangen so lieblich! die Rosen dufteten so erquickend und die Gerüche und Töne stimmten so schön überein, daß sie mit unschuldiger Freude diese eben so unschuldige Seele erfüllten. Die poetischen Schmerzen dieser vorwurfsfreien jungen Frau hatten nur süße Thränen und Seufzer, die ihr sanftes kindliches Gesicht noch verschönerten.

Sie hatte sich behaglich ausgestreckt; ihr schöner Kopf ruhte auf ihrem runden Arme ... ihr Anblick erinnerte an die reizenden Schöpfungen Correggio's. Ihre unbestimmten Träumereien und die geheimnißvollen Entzückungen dieses Aufenthaltes liehen ihrer Stellung und allen ihren Bewegungen einen unnachahmlichen Zauber.

So verstrich die Zeit, ohne daß sie es bemerkte, als ihren halbgeöffneten Lippen ein Name entschlüpfte, den ihr Herz vielleicht nur zu oft schon genannt hatte.

„Yves von Mauléon,“ sagte sie leise.

„Ja, ich bin es!“ antwortete eine nur zu wohl bekannte Stimme an ihrer Seite.

Und Gabriele, erschreckt, immer noch das Spiel einer Täuschung zu sein glaubend, stand auf und fand sich wirklich Auge in Auge mit Yves von Mauléon.

Sie schwankte vor Ueberraschung.

„Erschrecken Sie nicht," sagte er traurig und frostig, „ich werde nicht lange Ihre Einsamkeit stören."

Gabriele schwankte noch, aber als sie, um sich aufrecht zu erhalten, mit ihrer zitternden Hand sich unwillkürlich an einen Baum hielt, erinnerte sie sich ihres traurigen Hochzeitsabends, wo sie, eben so zitternd, eine Stütze suchen mußte ... und sie hatte nicht die Kraft, zu sprechen.

Yves stand einige Schritte von Gabriele ... er sah sie an.

„Einmal muß sie mich wenigstens hören," sagte er.

Seine Stimme war sanft, aber verwirrt und zitternd.

„Wollen Sie es nicht? Willigen Sie nicht ein, mich zu hören?"

Gabriele schauderte und sagte: „Reden Sie!"

Ihre unbestimmten, aber süßen Ahnungen waren verschwunden.

Bei dem finstern und kalten Ansehen Mauléons, bei diesen bitter und schmerzlich ausgesprochenen Worten fühlte sie, daß sich so das Glück nicht ankündigt, und bedachte, daß sie sich mit Muth waffnen müsse.

„Sie wissen nicht," fuhr Yves zögernd fort, „warum ich hier bin?... Es ist, um Ihnen zu sagen ... daß unsere Ehe, dieses so unglückselige Band ..."

Er hielt inne ... diese Worte schienen nur mit Anstrengung von diesen zitternden Lippen ausgespro-

chen werden zu können, und die Kraft zu dieser Anstrengung schien ihm zu fehlen.

Gabriele fixirte ihn unwillkürlich mit einem ausdrucksvollen Blicke. Sie fürchtete eben so sehr das Schweigen, das sie erschreckte, als die grausamen Worte, die ihm folgen zu sollen schienen ... Ihr Leben stand gewissermaßen still, und obgleich ihr Herz heftiger als je schlug, athmete sie doch kaum. Die Seelenangst machte sie unbeweglich.

„Diese Ehe," sagte Yves endlich, mit beinahe unverständlicher Stimme, „kann ... aufgelös't werden!"

Seit drei Monaten hatte Gabriele sich alle möglichen Wendungen ihres Geschickes gedacht und überlegt, außer dieser. Sie fühlte den Tod auf ihrer zu Eis erstarrten Stirn. Auch er war bleich und unbeweglich. Beide schwiegen; sie, erschreckt über Das, was sie gehört, er, über Das, was er gesagt hatte.

Die junge Frau wäre nicht im Stande gewesen, ein einziges Wort auszusprechen, denn die tödtliche Kälte war schon bis an ihr Herz gedrungen; aber, obgleich der Tag zu sinken begann und der Dunkelheit wich, hätte Yves doch auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte lesen können, was in ihrer Seele vorging, wenn er gewagt hätte, sie anzusehen. Aber er schien ihren Anblick zu fürchten, und seine Blicke blieben, seit er angefangen hatte, zu reden, an die Erde geheftet. Auch sie wendete die ihrigen weg ... sie glichen zwei Ver-

brechern, die einander gegenseitig zum Unglücke verurtheilt haben.

Diese unerwartete Trennung hatte Gabrielen allen Muth geraubt, mit dem sie sich zu waffnen suchte.

„Ja!“ fuhr Yves endlich mit leiser Stimme langsam fort ... „diese Ehe ... die nur eine nichtssagende Ceremonie war, ich weiß, daß sie als nichtig betrachtet werden kann ... und daß wir Beide die Freiheit wieder erlangen können!“

Gabriele sah und hörte Nichts mehr. Ihre Hand, die sie gegen den ihr zur Stütze dienenden Baum stemmte, glitt mit ihr, aber so unmerklich, daß die junge Frau leicht und ohne Erschütterung, wie auch ohne Absicht graziös wie vorher, auf den Rasen hingesunken war. Yves machte eine Bewegung, ihr zu nahen, aber sie gewann so viel Kraft, um sich zu bemühen, ihre Schwäche zu verbergen, und sagte mit Ruhe:

„Es ist Nichts! ... Herr Herzog von Mauléon, es soll Alles geschehen, was Sie befehlen.“

Er ging zu seinem früheren Platze zurück und sogar noch etwas weiter, und blieb gegen einen Baum gelehnt stehen, während Gabriele in ihrer halb liegenden Stellung blieb, die ihn verhinderte, ihr Gesicht zu sehen. Und so sagte er, alle seine Kraft zusammennehmend, um seine verwirrten Gedanken zu sammeln und Ruhe und Kaltblütigkeit genug zu gewinnen, um sie auszudrücken:

„In dem Augenblicke, wo wir uns also trennen ... für immer ... bitte ich Sie um die Gunst, mich nicht zu streng zu beurtheilen, nicht blos meine Fehler zu berücksichtigen!... Ja... ich habe deren ohne Zweifel viele... aber... sie nicht mit Haß zu betrachten...“

„Haß...!“ rief Gabriele, erstaunt über eine solche Voraussetzung.

„Meine Großmutter sagte es Ihnen einst,“ fuhr er fort, „mein Leben war nicht glücklich. Unaufhörlich durch einen Ehrgeiz ohne Ziel und Hoffnung gequält, mitten zwischen nichtigen, leichtsinnigen Wesen lebend, denen ich niemals mein Herz öffnete, trennten die tausend unmerklichen Bande, die einen Mann an diesen oder jenen Platz in der Welt fesseln, mich von Denen, deren ernstes und nützliches Leben mir ein Vorbild gewesen wäre und eine Hoffnung gewährt hätte.

„Ach, Ihr Geist, der Alles begreift, kann die Qualen des meinigen errathen! Ich war unnütz und folglich mir selbst zur Last! Die Ansichten meiner Vorfahren befriedigten mich nicht, und... ich konnte niemand Anderes vollständig befriedigen! ... Da überließ ich mich, um der Langeweile zu entgehen, einer Zerstreuungssucht, die nothwendig alle zarte Energie meines Wesens zerstören mußte, die alle Erhebung der Gedanken, die allein die Seele rein, edel und groß erhalten kann, von mir abwendete. Und aus Schwäche,

ja, aus Gleichgiltigkeit vielleicht ... erfüllte ich die Wünsche meiner Großmutter! ... Sie sehen es ... ich suche Sie nicht zu betrügen. Ja ... als diese Heirath geschlossen wurde, war mein Geist mit Ueberdruß an Allem erfüllt, mein Herz wurde sogar verschüchtert durch Ihren so naiven und mit edeln Täuschungen erfüllten Geist, durch Ihr noch so unschuldiges Herz, das noch keine seiner Tugenden verloren hatte. ... Wie hätten wir einander verstehen können? Aber das Uebel ist ... nur ... dieses Vermögen ... ich ...“

„Halten Sie ein!“ sagte Gabriele lebhaft, der die letzten Worte des jungen Mannes einige Kraft zurückgegeben hatten; „halten Sie ein! ... Kein Wort mehr über diesen Gegenstand ...!“

Sie war aufgestanden, indem sie diese Worte sagte. Der Mond begann zu leuchten. Yves sah die junge Frau, die, so bleich und ernst, langsam zu ihm sagte:

„Eine Erklärung darüber ist unnöthig; sie würde mich Nichts lehren, was ich nicht schon lange weiß. Ein Argwohn gegen den Herzog von Mauléon kann nur Dem schaden, der ihn zu hegen wagt. ... Niemand kann ... Niemand darf ihn hegen ... sobald man ihn gekannt hat!“

„Dank, Gabriele!“ sagte Yves mit unendlicher Weichheit; und dieser vertrauliche Name, mit dem er sie nie genannt hatte, so in diesem feierlichen Augen=

blicke ausgesprochen, brachte eine Rührung in Beider Seelen hervor, die Jeder zu verrathen fürchtete.

Endlich fuhr der junge Mann fort:

„Es wird mir süß sein ... weit von hier ... weit von Frankreich vielleicht ...“

„Weit von Frankreich! haben Sie das wohl bedacht?“ konnte sie sich nicht enthalten zu sagen.

„Was soll ich hier länger?“ antwortete Yves; „leben? mit wem? Die Gesellschaft der Salons ist Erholung für Die, welche beschäftigt sind; aber Langeweile für Die, welche ein Geschäft daraus machen! Meine alten Freunde? Das war Jugendthorheit, und die ist für mich vorüber ... und was das Glück des innern Lebens ... und der Familie ...“

Er hielt inne.

Gabriele versuchte zu antworten:

„Wenn ich wagen dürfte ... ich, die so wenig gelernt hat ... die so wenig Verhältnisse kennt ...“

„O, reden Sie! Warum habe ich Sie nicht eher gekannt!“ sagte Yves mit zärtlicher Stimme; „ich hätte nicht ...“

Die junge Frau glaubte, er denke an Elénore. Ihre Gedanken verwirrten sich, sie konnte sich nicht besinnen, was sie hatte sagen wollen.

„Ohne Zweifel,“ sagte Mauléon, „giebt es viel Glück in der Welt, aber es steht nicht in unserer Macht, es zu erreichen. Man wird es erst in dem

Augenblicke gewahr, wo es entschlüpft, und indem man seinen ganzen Werth erkennt, ist es auch schon für immer verloren!“

„O, wie wahr ist das!“ rief sie.

„Und was Sie nicht auszusprechen wagten ...?“ fragte Yves, der die Erinnerung an das Vergangene vermeiden wollte.

„Ich weiß es nicht mehr,“ sagte sie verwirrt. „Aber ... ich glaube, ich dachte ... so eben, daß Jeder seine Existenz nützlich machen kann ... schön und glücklich für sich und die Andern ... und daß dies ... dem Herzog von Mauléon noch viel leichter sein muß, als jedem Andern.“

„Es ist möglich,“ sagte Yves, „aber ...“

Eine tiefe Niedergeschlagenheit drückte sein Gesicht aus, als er fortfuhr:

„Es bedürfte dazu einer andern Lage ... Die Kraft kommt aus dem Herzen ... man kann Nichts unternehmen, wenn man unglücklich ist.“

Gabriele's Herz war gepreßt und ihre Stimme zitterte, denn sie glaubte, er beklage sich über sein Schicksal und stelle alle seine Schattenseiten hervor als Rechte und Entschuldigungen, daß er ihm zu entfliehen trachte.

„Aber,“ sagte sie schmerzlich, „alle Hindernisse ... Sie sehen ja, daß sie aus dem Wege geräumt werden können!“

„Man muß es, ist es nicht wahr?“

„Und Sie werden glücklich sein!“

Es war weder eine Frage, noch eine Antwort; Yves antwortete nicht. Gabriele bot seit dem schrecklichen Vorschlage der Trennung alle Kräfte auf, die Stolz und Vernunft geben können, um ihre heftige Bewegung zu verbergen.

Die dichten Wolken, die in diesem Augenblicke den Mond bedeckten, entzogen Yves den Anblick der brennenden Thränen, die an Gabriele's bleichen Wangen herabrollten. Sie war stumm vor Furcht und Kummer, versteckte ihr Gesicht, hielt ihr Schluchzen zurück, bemühte sich, zu reden, denn sie fürchtete, daß ihr Schweigen die wenigen Augenblicke noch abkürzen, daß er sich entfernen — daß seine Stimme zum letzten Male in diesem gebrochenen Herzen widergeklungen haben möchte, was sie zittern machte, und sie suchte nach Worten, um — ihn zum Bleiben zu zwingen und um noch zu antworten. Aber — wie reden, ohne sich zu verrathen, da ihr Geist nur noch einen Gedanken hatte, da ihre Stimme ihre Thränen verrathen mußte! — Dennoch, ein Wille, der aus dem Herzen kommt, hat so viel Gewalt, daß Gabriele endlich mit anscheinender Fassung fragen konnte, ob er schon den Ort gewählt habe, wo er das Glück suchen wolle, was Frankreich ihm nicht biete?

„Ich werde reisen,“ antwortete er. „Wen Nichts an einen bestimmten Ort bindet, dem ist es gleich-

giltig wo er lebt, vorausgesetzt, daß es in seiner Macht steht, abzureisen, wenn es ihm nicht mehr gefällt.“

„Ach! gewiß,“ rief sie bitter, unwillkürlich die Angst ihrer Seele und den Gedanken, der ihr Herz zerriß, verrathend, „gewiß ... wenn man gleichgiltig gegen die ist, die man verlassen hat und Alles was man liebte und was einen erfreuen kann, bei sich hat...“

„Das Glück! die Freude!“ sagte Yves erstaunt. „Welche Freude kann man haben, wenn man traurig, verlassen und allein ist?“

„Allein? ... Aber Sie werden ja nicht allein sein ... Herr von Mauléon.“

„Allein! ganz allein! ...“

„Was sagen Sie? ...“

Und unwillkürlich entschlüpfte fast unverständlich der Name, der immer in ihren Gedanken, in ihrem Herzen war, ihren Lippen.

„Elénore!“ ... entgegnete Mauléon verwundert; ... „aber die ist ja seit drei Monaten in's Kloster zurückgekehrt; und ich habe sie seit ihrer Abreise nicht gesehen!“

Nichts ist dem Erstaunen, der Freude, der plötzlichen Hoffnung zu vergleichen, die in Gabrielens vor Freude zitternder Stimme bebte, als sie lebhaft vortretend und sich mit einer raschen Bewegung ganz aufrichtend, fragte:

„Warum reisen Sie dann?“

Der junge Mann blieb betäubt stehen.

„Warum ich reise? Sie verlangen es ja!“

Sie begriff ihn nicht.

„Reden Sie, ich beschwöre Sie,“ sagte sie ... mit unschreiblicher Erwartung.

„Was habe ich zu sagen? ... erinnern Sie sich nicht mehr unserer Heirath? Ihrer Gleichgiltigkeit ... Ihres Hasses? ...“

„O! das ist es nicht! Herr von Mauléon.“

„Haben Sie denn meinen Brief vergessen, meine gerechten Vorwürfe? ...“

„O! das ist es auch nicht! ... Lassen Sie mich nicht glauben, daß dieser Brief...“ _

„Es ist mein einziger Gedanke.“

Ein Strahl von Freude verklärte einen Augenblick Gabriele's unruhiges Gesicht, und mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Furcht und Hoffnung rief sie zitternd:

„Nehmen Sie sich in Acht ... ich bitte Sie; ... sagen Sie mir nicht so etwas ... Dieser Brief, das war ja Eifersucht! Sie eifersüchtig! ... das ist nicht möglich! es giebt Gedanken, die ich mir weder gestatten will noch kann ... denn wenn ich nachher enttäuscht würde ... was würde aus mir?“

„Wie?“

„Mein Gott! was habe ich gelitten! ... aber nie hatte ich gehofft! ... nein! ... ich hatte nie einen

Augenblick Hoffnung! ... aber jetzt! ... kommt mir ein Gedanke! ...“

Und zitternd vor Freude, während sie Thränen vergoß, entschlüpften ihren Lippen unzusammenhängende Worte.

„Gestatten Sie nicht einen solchen Irrthum! Mein Gott! ich würde nicht den Muth haben, ihn wieder aufzugeben!“

Und als sie die Hand auf ihre Augen legte und dieselben thränenlos fühlte, sagte sie:

„Warum denn diese Freude ohne Bewegungsgrund, dieses Glück ohne Ursachen? um eines Wortes willen, das er widerrufen wird, eines Wortes, das mich betrogen hat! ... das er nicht hat sagen können!“

Gabriele sagte dies Alles leise zu sich selbst, nicht glaubend, gehört zu werden; aber das Licht des Mondes ergoß sich, die verhüllenden Wolken durchbrechend, rein und klar über ihr Gesicht; sein Glanz erleuchtete alle Gegenstände und man konnte sie wie beim Glanze der Sonne sehen. Das sanfte Mondlicht lieh ihnen nur einen köstlichen geheimnißvollen Reiz, dessen Gewalt das Schweigen der Nacht noch vermehrte.

Yves betrachtete mit Rührung Gabriele's belebtes Gesicht. Er horchte begierig diesen unverständlichen Worten, deren geringste Biegung er, fürchtend, sich über deren Bedeutung zu täuschen, ängstlich beobach=

tete. Er war im Begriff, zu ihr hin zu stürzen, sich zu ihren Füßen zu werfen; ... noch einmal hilt er inne. ... Aber nicht mehr Furcht und Traurigkeit sprach sich in seinen Worten aus, seine ganze Seele war in seinen ausdrucksvollen Zügen und in seiner zitternden, leidenschaftlichen Stimme, als er sagte:

„Gabriele! jetzt müssen Sie Alles wissen! Sie kennen schon die Stimmung meines Herzens bei unserer Verheirathung, aber nicht die Gedanken und Empfindungen, die sich meiner später nach und nach bemächtigten. Zuerst erröthete ich vor einem Kinde, das alle Zartheiten der Seele begriff, die ich alle vernichtet hatte, Sie verachteten mich, und ich hatte mich verächtlich gemacht. Das zeigten mir Ihre Worte, das fühlte ich, ... und zu gleicher Zeit ... fühlte ich mich empört und gedemüthigt. Sie soll mich lieben, oder ich fliehe sie für immer, rief ich ... Aber wenn ich fliehen wollte, wenn ich in meine Muthlosigkeit zurücksank, belebte ein Strahl von Hoffnung meinen fast vernichteten Geist. Ein Blick, ein Wort, ein Lächeln, die mein Herz heftiger schlagen machten, lehrten mich, daß dasselbe nicht unempfindlich war. Zorn, Wunsch zu gefallen, und Liebe, hatten mir ein neues Leben gegeben, ich begriff die Gleichgiltigkeit, den Ueberdruß und die Langeweile nicht mehr ... ich lebte endlich, und hatte ein Ziel, das ich erreichen wollte, und ich folgte, um dahin zu

gelangen, einem neuen Wege ... den ich noch nie betreten hatte.

„Da ... ich wollte Alles mir selbst verdanken ... stieß ich dieses Vermögen zurück ... das meiner Empfindung gemäß, mir nicht angehören durfte. ... Ich arbeitete ... ja, ich verband mich mit einigen Männern, deren bekannte Redlichkeit sie an die Spitze von Unternehmungen gestellt hat, durch die man mit Mühe und Arbeit, aber ohne Niederträchtigkeit, zu Vermögen gelangen kann.

„Der Himmel muß meinen Bemühungen günstig gewesen sein, oder die Thorheit einiger Speculanten kommt der Vorsicht Anderer zu Hilfe, denn ein unbedeutender Fond verwandelte sich unter meinen Händen in ein nicht unansehnliches Vermögen. Ich erwarb auf rechtlichem Wege mehr, als ich bedarf, um standesgemäß zu leben. Und während dieser Zeit suchte ich jene fleißigen Männer auf, die ihr Leben ernsten Studien gewidmet haben; ich lernte die politischen Kämpfe, die Discussionen der merkantilischen Geschäfte kennen und sah ein, daß neben den kleinlichen Combinationen des persönlichen Interesses, der Bewegung des privaten Ehrgeizes, mitten in den verschiedenen Parteien und unter allen Panieren, es noch einen erhabenen Platz für Alle gibt; daß noch so viel für das allgemeine Wohl zu thun bleibt; daß jede Hand, die mit Kraft und Umsicht das Werk angreift, nützlich

sein kann; daß jeder Mann auf diese Weise, wenn er klug und rechtschaffen, eine Stütze des Ganzen ist; daß er demselben die Macht der Vernunft unter dem Einfluß des Verstandes widmet; daß, die Gesetze und die Menschen verbessern, dem Unglück der Einen abhelfen, die verkehrten Ansichten der Anderen berichtigen, eine belehrende Aufgabe für den Allerehrgeizigsten ist und sein muß. Ein Umstand zeigte mir, welchen Haß der Hochmuth der Großen erregen, und was dieser Haß für Verbrechen und Gewissensbisse veranlassen kann. Ich sah, daß der arme Verachtete vor Kummer und Elend sterben kann, und fand in dem Wunsche, nützlich und hilfreich zu sein, ein Ziel für meine Thätigkeit, eine Freude für mein Herz, eine Befriedigung für meinen Geist. Und ich fühle, daß man alle diese ernsten Pläne und Ansichten, von denen man zu gewöhnlichen Frauen nicht reden darf, der würdigen Gefährtin eines Ehrenmannes, der darin seinen höchsten Lohn und seine größte Wonne findet, mittheilen kann.... Denn ich gestehe es... durch sie... für sie habe ich nach und nach alle diese mir so neuen Gedanken und Vorsätze gefaßt und auszuführen gestrebt. Um ein einfaches, wahres, mich liebendes Weib zu verdienen, habe ich die falschen Ansichten zurückgestoßen und den Bestrebungen eines kleinlichen, lügenhaften Parteigeistes entsagt; habe ich ein vernünftiger und guter Mann werden wollen, weil ich durch ihr Beispiel gelernt habe,

daß Vernunft und Güte in ihrer zartesten, erhabensten Auffassung allein die wahre Auszeichnung verleihen. Und zu dieser Frau, die ich liebe, zärtlich, leidenschaftlich liebe, bin ich gekommen, um ihr zu gleicher Zeit zu sagen, daß sie frei ist, daß nichts sie bindet, daß sie über ihr und mein Geschick entscheiden kann und daß ich sie nur ihrer Liebe verdanken will, daß in diesem Augenblicke von ihrem Worte mein ganzes Leben abhängt!... Kann Gabriele mich lieben? will sie die Meine sein?“

Gabriele hatte dagestanden ... mit Angst zugehört, dann mit Entzücken jedes Wort Mauléons aufgefaßt. Freude, Rührung, Liebe, alle Nüancen der lebhaftesten und süßesten Eindrücke belebten nach und nach ihr ausdrucksvolles Gesicht; und als er schwieg, gestattete ihr die Rührung nicht, zu reden. Aber was kein Wort auszudrücken vermag, sagte ein Blick; alle Freude, Liebe und alles Vertrauen, dessen ein Herz fähig ist, lag in Einer Bewegung. Gabriele breitete ihre Arme nach ihm aus. Yves schloß sie mit Entzücken in die seinigen.

Er hatte sein Geheimniß ausgesprochen, sie hatte das ihrige verrathen.

Unzusammenhängende Worte als Verwirrung und Glück entströmten ihrer Seele.

„Ach,“ rief Yves mit unaussprechlicher Freude, „die=

ser Haß, diese Gleichgiltigkeit, die mich damals verstie-
ßen ... sind also wirklich ganz verschwunden?"

Gabriele sah ihn lächelnd an.

„Gleichgiltigkeit?" sagte sie erröthend und sich an Yves schmiegend, als hätte sie ihr Geheimniß in dem Herzen dessen, den sie liebte, verbergen wollen: „Damals ... Yves ..." hauchte sie kaum hörbar ... „liebte ich Dich ja schon!"

„Ach! sie ist köstlich, meine Gabriele!" rief der junge Mann in entzückter Bewunderung dieser einfachen, kindlichen und doch so starken Seele; denn aller einfache und natürliche Schwung einer edlen Seele und alle überspannte Leidenschaft eines jungen Herzens war in ihm erwacht. Diese Ueberspannung, welche Kraft giebt, Leiden zu ertragen, Gefahren zu trotzen, ja den Märtyrertod zu leiden ... mit welchen glänzenden Farben muß sie nicht erst die Liebe schmücken! Auch vergötterte Yves die jungfräuliche Zartheit Gabriele's, ihren erhabenen Geist und ihre einfache Tugend, ihre hinreißende, mit so vielen Reizen geschmückte Schönheit, und denkend, wie viel Anmuth und Zauber sie dem Leben in der Welt, wie viel Glück dem in der Einsamkeit verleihen werde, sagte er mit lebhaftem Entzücken:

„Du hast es gesagt, Gabriele! ... Ja um Deiner würdig zu sein, mußte die Ehe so sein! ... geehrt auf der Erde, vom Himmel gesegnet!"

Die Nacht war völlig angebrochen, dichte Wolken bedeckten Mond und Sterne, ein Gewitter zog heran; Yves und Gabriele waren es nicht gewahr geworden. Diese dunkle, stürmische Nacht schien ihnen köstlich. Es giebt Augenblicke, wo das Herz, um die Welt schön zu finden, weder Sonnenschein, noch balsamische Luft bedarf, wo der Sitz des Lichtes und der Freude im Herzen alle Sterne des Himmels verdunkeln könnte, wo man Alles beleben, Alles verschönern kann; und vielleicht wurde dem Menschen diese Macht der Seele, ein Glück zu schaffen, das die Welt nicht geben kann, verliehen, um ihm zu zeigen, daß er von höherer Abstammung ist.

Indem die beiden Glücklichen sich dem ganzen süßen, nichts und doch so viel sagenden Geschwätz der Liebe überließen, riefen sie unwillkürlich beide zu gleicher Zeit und lachend aus:

„Und sechs Monate des Glückes haben wir verloren!“

In diesem Augenblicke ertönten Stimmen und erglänzten Lichter von verschiedenen Seiten des Parks.

Erst jetzt erinnerten Yves und Gabriele sich der Finsterniß und des Gewitters, der Zeit, des Ortes, wo sie waren.

„Man sucht mich!“ rief die junge Frau lachend,

„man beunruhigt sich wegen meiner Abwesenheit! ... man glaubt mich allein!“

Und sie eilten Beide zusammen nach dem Schlosse ... eine bekannte Stimme nannte Gabriele's Namen, und Yves Hand loslassend, sank sie in die Arme der Marquise von Fontenoy-Mareuil, um sie zu beruhigen.

„Ach! da ist sie!“ rief die Marquise noch ganz erschrocken. „Aber wo waren Sie so allein in der Nacht? ...“

„Nicht allein,“ sagte Gabriele sich erröthend zurückziehend; „aber mit ihm;“ dabei zeigte sie auf Yves, der seine Großmutter umarmte, die über dieses Zusammentreffen so überrascht war, daß die Worte ihr fehlten.

Ein Herr stieg indessen langsam, aber mit scheinbarer Eile die Freitreppe herunter, wobei er unverständliche Worte murmelte; es war der Graf von Rhinville, der, die Gruppe erblickend, betäubt stehen blieb und mit dem Tone des Vorwurfs sagte:

„Wie, Frau Marquise, Tag und Nacht mit Extrapost gefahren! ... und warum? ... um ... ein zärtliches tête-à-tête zwischen Mann und Frau zu stören! Wenn ich das gewußt hätte! ...“

„Würden Sie nicht abgereis't sein, und ich vielleicht auch nicht,“ sagte die Marquise lachend.

„Was giebt es denn?“ rief Yves ...

„Du wirst es sehen,“ antwortete die Marquise.

Aber ein großer Lärm unterbrach sie. Das Gewitter hatte an Heftigkeit zugenommen, man war während obiger Erklärungen in den Salon getreten, als ein Bedienter zu melden kam, daß ein Wagen vor der Thür des Schlosses umgeworfen sei. Es befand sich in demselben eine ohnmächtige Dame, der ein junger Mann seine Dienste beim Aussteigen leistete. Wie groß war das allgemeine Erstaunen! ... Es war Frau von Savigny und Heinrich von Marcenay.

Eine Dame von Welt hat so viel Geistesgegenwart, daß das Erstaunen der Frau von Savigny bald einer scheinbaren Freude Platz machte, obgleich man ihr im ersten Augenblicke angemerkt hatte, daß Yves von Mauléons Anblick ihr eben so viel Verwunderung als Schmerz verursachte.

„Welches Glück," sagte sie mit dem freundschaftlichsten Tone, „daß dieser unangenehme Zufall mich gerade vor dem Schlosse Arnouville traf! ... Ich wußte nicht, daß es auf dem Wege liegt, der nach dem Seebade führt, welches mir verordnet ist ... und Herr von Marcenay. ..."

Dieser fuhr fort:

„Sie wissen, daß ich vom Ministerium präsentirt bin, bei der Wahl, die in diesen Tagen im Arrondissement von C*** stattfinden wird, und ich reise hin, um mich zu bedanken. ..."

„Daß man gestern Ihren Mitbewerber Georg

Rémond gewählt hat," sagte Yves lachend, indem er einen Brief aus der Tasche zog; „er selbst meldet mir diese Neuigkeit."

Der Graf und die Marquise riefen zu gleicher Zeit:

„Wie! ... Herr Georg ist funfzig Meilen von hier?"

Und die Marquise wendete sich mehr erfreut, als erstaunt mit einem triumphirenden Blicke zu Frau von Savigny, indem sie sagte:

„Was sagen Sie denn? Auch Elénore ist ruhig und gesund im Kloster, ihr Vater sagte es mir im Augenblicke meiner Abreise ... und Yves? ... Mitten im Park Nacht und Gewitter vergessend, an der Seite ... seiner Frau!"

Die Art, wie sie dieses Alles sagte, bewies, daß sie darüber ganz andere Nachrichten erhalten hatte.

Herr von Mauléon wenigstens dachte so; denn mit einer Mischung von feiner Spötterei und außerordentlicher Höflichkeit in Ton und Gesicht, dankte er Frau von Savigny, ihm seine Großmutter und den Herrn Grafen zugeschickt und besonders, so passend gerade vor seinem Schlosse umgeworfen zu haben, wo ihr alle mögliche Hilfe und Dienstleistung zu Gebote stehe.

„Wie glücklich trifft es sich," sagte Gabriele, „daß alle Verschönerungen dieser so lange vernachlässig=

ten Besitzung gerade heute unter meiner Leitung vollendet wurden! Sie werden Alle vortrefflich logirt sein und sehen, wie schön es ist! ... Wirklich, nur das Schloß Ihrer Väter noch mehr von ihrem Ruhme, als von ihrem Reichthum Zeugniß gebend, war würdig, von Ihnen bewohnt zu werden," sagte sie sanft zu Yves und wendete sich dann freudestrahlend zur Marquise, zu der sie sagte:

„Meine Mutter, Sie werden die weitläufigen Gemächer erhalten, die die Marquise von Fontenoy-Mareuil zu der Zeit Ludwigs des Vierzehnten bewohnte. Sie, Herr Graf von Rhinville, finden ein nicht ganz weitläufiges, aber so bequemes Logis, daß Sie sich in demselben zu Hause glauben werden. ... Und Sie, gnädige Frau," sagte sie, sich zu Frau von Savigny wendend. ..."

„Ich bin gezwungen, meinen Weg fortzusetzen, sobald der Wagen in Ordnung ist," erwiderte diese mit dem graziösesten Tone ... „und ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich Ihre Güte ablehnen muß."

„So wird wohl auch Heinrich," sagte Yves mit leichter Ironie, „keine Zeit haben, Georg zu sehen, der morgen früh hier sein wird ... und der ihm sagen könnte, wie man es macht, um sich zum Deputirten wählen zu lassen?"

„Behalten Sie das für sich, Yves," antwortete Heinrich, der bei gewissen Gelegenheiten vortrefflich

Spaß verstand; „denn Sie denken, wie man sagt, auch daran.“

„Warum nicht?“ sagte der Herzog von Mauléon, zur großen Verwunderung seiner Großmutter ... welche die Worte ... Meinung ... Partei ... stammelte.

„Eine Partei?“ ... wiederholte Heinrich von Marcenay lachend ... „Frau Marquise, das Wort Partei ist nicht mehr Mode. ... Und Gott weiß, ob selbst die Sache in unserem Lande je wirklich existirt hat. ... Ich glaube, daß es in Frankreich immer nur zwei Parteien, die der Klugen und die der einfältigen Leute gegeben hat.“

„Es ist wohl möglich,“ sagte die Marquise lächelnd, denn die Freude machte sie tolerant. ... „Möge Yves dann, wenn er will, Deputirter, ja selbst Minister sein; wenn er durch die Macht rechtlicher Leute, ohne schmutzige Intriguen, ohne niedrige Ränke, ohne kleine persönliche Rücksichten und um sich nur dem allgemeinen Besten zu widmen, dazu gelangt, so will ich nichts dagegen haben. Wir haben so viel Sonderbares gesehen, warum nicht auch das noch?“

„Nicht wahr, meine Mutter?“ sagte Yves, glücklich, seine Wünsche gebilligt zu sehen.

Da Gabriele sah, daß die Marquise das Glück ihres Enkels erhöhte, indem sie in seine Ideen einging, dankte sie ihr durch eine Liebkosung und sagte:

„Meine Mutter, bei unserer Rückkehr wird mein erster Weg zu Elénore sein“ (denn sie fühlte das Bedürfniß, Yves ihre Achtung und ihr Vertrauen auf alle Weise zu zeigen.)

„Elénore,“ erwiderte die Marquise, „beauftragte ihren Vater, meine liebe Tochter an ihre alte Freundschaft zu erinnern und ihr zu sagen, daß sie jetzt nichts vermisse, als ein kleines Pfand dieser gegenseitigen Anhänglichkeit. Einen Ring glaube ich?...“

„Ja, ich werde ihr denselben morgen durch Georg übersenden,“ sagte die junge Frau, einen Blick mit Yves wechselnd, der in ihnen eine auf die beiden Genannten bezügliche Hoffnung zu erwecken schien.

Frau von Savigny, die Herrn von Marcenay geschickt hatte, um die Anstalten zu ihrer Weiterreise zu beschleunigen, erfuhr jetzt zu ihrer großen Freude, daß Alles zu ihrer Abreise bereit sei; sie sprach das lebhafteste Bedauern aus, einen so prachtvollen Ort verlassen zu müssen, dessen erneuerter Glanz die alten edeln Bewohner, wenn sie ihn sehen könnten, in freudiges Erstaunen setzen würde.

„Und vorzüglich, nicht wahr? würde es sie entzücken,“ sagte Yves, indem er die Hand seiner jungen Frau mit jener stolzen, edlen und eleganten Haltung voller Grazie, die ihm eigenthümlich war, ergriff, „jetzt meine Gabriele darin gebieten zu sehen; denn gewiß machte niemals eine schönere und würdigere Burgfrau

die Honneurs desselben.“ Hierbei zog er mit einem lebhaften Ausdrucke von Liebe und Verehrung die zarten Finger des anmuthigen Wesens an seine Lippen.

„Gewiß,“ rief die Marquise, „sie ist eine Fee, ... oder vielmehr der Engel unserer Familie; sie hat das Schloß unserer Väter wiederhergestellt, sie wird ihnen in demselben edle Söhne geben. Sie, die Yves zum glücklichen Manne gemacht hat, kann ihn auch zu einem berühmten Manne machen, und das ist vielleicht noch leichter.

„Ich fange an zu glauben, mein lieber Graf,“ fügte sie, sich an den Grafen von Rhinville wendend, hinzu, „daß ich mich geirrt hatte und daß selbst in unserer Zeit „es noch Frauen giebt.“



Ende des zw[illegible]en Theils.